

Friedrich Kümmel

Beispiele zur Vorzeichnung des formalen Unterschieds zwischen Disjunktion und Alternative

- Erstes Beispiel: Der Umgang mit sprachlichen Oppositionen 2
Zweites Beispiel: Der Erfordernis einer Ausdifferenzierung logischer Funktionen
am Beispiel der Negation 7
Drittes Beispiel: Symmetrie und Asymmetrie in logischen Verhältnissen 8
Viertes Beispiel: Die disjunktive Struktur der zwischenmenschlichen Beziehung 11
Fünftes Beispiel: Das Verhältnis zum Fremden und das Problem der Pluralität 18

Parmenides und Heraklit sind die großen Lehrmeister für das Denken der Disjunktion, im Unterschied zum sokratischen, platonischen und aristotelischen Denken in Kategorien der Eigenschaftszuschreibung bzw. Wertzuschreibung und der Vermittlung. Für die von Parmenides aufgestellte Disjunktion „Sein | Nichts“ gibt es kein Mittleres, keine graduellen Unterschiede eines Mehr oder Weniger, keine Stufen des Auf- und Abstiegs, keinen Fortschritt oder Rückschritt und d. h. all das nicht, was man sich von einem mittleren Bereich räumlich vorstrukturierter Bewegungsmöglichkeiten verspricht. Die damit verbundene Einsicht führt heraus aus einem Denken in Alternativen, das das Bedürfnis nach Gegensatzstrukturen und ihren Zwischenlagen allererst ausbildet. Alternativen erscheinen klargeschnitten und entscheidbar, und zugleich verstrickt sich der Mensch in sie hinein. Zwar kann das Denken mit Hilfe räumlicher und zeitlicher Vorstellungsweisen glauben machen, daß man sich im Feld der Alternativen in der Tat bewegen kann, wie man will. Mit alternativ festgeschriebenen, aber auch wieder aufhebbaren Unterscheidungen lassen sich ganze Welten aufbauen und wieder destruieren, in ein rosiges Licht tauchen und abermals ins Dunkle hinabstoßen. Dieser Willkür in der Alternativenbildung entspricht ein nachlässiger Umgang mit Affirmation und Negation, die sich hier sowohl gegenseitig bestreiten als auch vertreten können und im Sinne eines *quid pro quo* austauschbar machen lassen.

Man muß schon zu absoluten Kategorien übergehen, um die mit seiner Willkür gesetzte Schranke eines solchen Denkens zu erfahren. Es bleibt beschränkt auf den Bereich bloßer Denkmöglichkeiten, die sich zwar ins Werk setzen, aber nicht zur Wirklichkeit machen lassen, wie sie von sich selbst her ist. Was wirklich ist, unterliegt einem anderen Prinzip, das von Parmenides logisch auf den Begriff gebracht worden ist: Wenn „Sein“ ist, kann „Nicht-sein“ nicht *in gleicher Weise* „sein“. Das heißt nicht, daß es Nicht-sein in den Weisen unseres Denkens und Redens nicht gibt. Man muß es einführen, aber es erhält einen anderen logischen Status, den Parmenides mit „Welt“ bestimmt. Hier gibt es Alternativen, aber eben nur als gedachte und solange man sie denkt. „Sein“ und „Nichts“ hingegen stehen in Disjunktion zueinander und d. h., sie bilden keinen Gegensatz und lassen weder eine Entscheidungsalternative noch eine Vermittlung zu. Es ist nicht möglich, ein Seiendes gleichsam ins Nichts zu verstoßen und umgekehrt einem Nichtseienden zur Wirklichkeit zu verhelfen – wie man will. Erst wenn eingesehen worden ist, daß dieser Übergang in beiden Richtungen versperrt (gebart) ist, folgt daraus ein anderer, nicht mehr alternativenbildender Umgang mit den Dingen. Die denkend aufgewiesene Grunddisjunktion betrifft das Verhältnis von „Sein“ und „Welt“. Was „Welt“ ist, gehört zum Bereich der Meinungen und kann nicht in demselben Sinne wirklich sein, in dem das Sein bzw. das was ist wirklich ist. Die so aufgestellte Disjunktion setzt aber

nicht nur die doxischen Welten in eine Klammer der Nichtverwirklichung oder des „Umsonst“. Sie verlangt auch im Binnenbereich einen anderen Umgang mit Gegensatzpaaren und führt zur Einsicht, daß es in Wirklichkeit auch hier keine trennenden und keine vermittelnden Lösungen gibt. Dies erschafft allererst einen hoffnungsvolleren Ausblick. Auch wenn es in der Welt der Menschen nach wie vor Gegensätze und den Streit um richtige oder falsche, bessere oder schlechtere Alternativen gibt, ist kraft Disjunktion eine zweite Ebene eingezogen, auf der sich die so verhandelten Verhältnisse anders darstellen und eine andere Lösung finden können. Damit erweitert sich das logische Feld und läßt Annahmen denkbar werden, die im Feld der Alternativen und ihrer Logik der Identifizierung, Entscheidung und Vermittlung undenkbar bleiben müssen.

Den hier sich anschließenden Erörterungen liegt ganz allgemein der Gedanke zugrunde, daß menschliches Denken, Wahrnehmen und Handeln stets einer Logik folgt und daß man gar nicht umhin kann, nach deren freigebenden und/oder einschränkenden Bedingungen zu fragen. Dabei muß entsprechend der Unterscheidung von Disjunktion und Alternative von einer Mehrzahl logischer Grundannahmen und entsprechender struktureller Rahmenbedingungen ausgegangen werden. Die jeweils zugrunde gelegte Logik eröffnet einen Spielraum von Denk- und Handlungsmöglichkeiten, sie begrenzt diesen aber auch, so daß, will man den Bezugsrahmen erweitern und die im Denken selbst erzeugten Schranken überwinden, nach anderen logischen Prinzipien gefragt werden muß. Zunächst aber ist es nötig, sich die Schatten- und Kehrseite eines Denkens in Alternativen vor Augen zu führen.

Erstes Beispiel: Der Umgang mit sprachlichen Oppositionen

Die Frage, warum Kategorien, für die es doch sprachliche Konzepte, mit einer Praxis verbundene Methoden der Erkenntnisgewinnung und historisch unterschiedliche begriffliche Ausprägungen gibt, auch einer logischen Analyse unterzogen und formal bestimmt werden müssen, kann nicht in abstracto beantwortet werden. Es empfiehlt sich vielmehr, zunächst Beispiele dafür zu geben, daß eine solche formale Unterscheidung sinnvoll und für die Aufdeckung tieferliegender Zusammenhänge unverzichtbar ist.

Die natürliche Sprache zeigt in alledem ein Doppelgesicht und kann – wie die mit ihr verbundene Vorstellung oder das Bild – zur verlässlichen und wahr-sagenden, aber auch zur Schein erzeugenden und irreführenden Macht werden. Entsprechend reichen die Sprachauffassungen von der Annahme, die Sprache sage in ihrem Ursprung Wahres aus, bis hin zu der gegenteiligen Annahme, sie sei ein Vexierspiegel menschlicher Irrtümer und Schwächen. Diese konstitutive Mehrdeutigkeit betrifft nicht nur ihre syntaktisch-strukturellen Vorgaben, sondern auch und mehr noch die Art der sprachlich getroffenen semantischen und begrifflichen Unterscheidungen. Sprachkonzeptionen greifen – aber greifen sie nicht im Leeren? Und selbst wenn sie wirklichkeitshaltig sind, kann, was ihren logischen Impakt betrifft, immer noch von unterschiedlichen Grundannahmen ausgegangen werden. So schließt die Sprache den Widerspruch aus und zugleich ein, sie ist kohärent und wird doch nicht im logischen Sinne konsistent. Was die formale Differenz von Alternative und Disjunktion betrifft, kann diese in der Aussage gewahrt bleiben, aber auch bis zur Unkenntlichkeit einnivelliert werden. Die Frage ist deshalb, wie man den jeweils geltend gemachten Unterschied selbst versteht und ihn als bloß relativen Unterschied oder im Sinne einer absoluten Differenz behandelt.

Ein einfaches Beispiel für diese unaufhebbare Mehrsinnigkeit sind die sprachlichen Oppositionen und wie mit ihnen umgegangen wird. Sprachliche Oppositionen sind keineswegs von Anfang an im Sinne einer wertgebundenen Alternative oder gar eines Gegensatzes empfunden worden. Prominentes Beispiel ist lat. *altus*, das sowohl ‘hoch’ als auch ‘tief’ bedeuten kann und die Koinzidenz der Gegensätze (*coincidentia oppositorum*) zum Ausdruck bringt. Dem

entspricht das hermetische Prinzip: „wie oben, so unten“¹. Dabei wird die Differenz von ‘oben’ und ‘unten’ nicht überhaupt geleugnet und auch keiner Verrechnung von allem und jedem sei es auf der ‘unteren’, sei es auf der ‘oberen’ Ebene das Wort geredet. Auch ist mit derartigen sprachlichen Oppositionen nicht eo ipso eine Wertung im Sinne von ‘positiv’ oder ‘negativ’ verbunden, wiewohl wir geneigt sind eine solche hineinzusehen. Und doch ist mit alledem auch eine Schematisierung im Sinne der Logik der Alternativen verbunden, die es nahelegt, das in Opposition Gestellte entweder zu entscheiden oder aber vermitteln und ausgleichen zu wollen. Die hierfür verwendeten logisch-dialektischen Denkfiguren nehmen keinen einheitlichen Richtungssinn an. Man kann den Kampf der rivalisierenden Gegensätze betonen, aber auch von einer harmonischen Entsprechung und dem Zusammenwirken polarer Gegensatzpaare ausgehen. Dementsprechend unterschiedlich haben sich in ‘West’ und ‘Ost’ die kulturellen Klimata ausgebildet und zu einem aggressiven oder versöhnlichen Umgang mit den Dingen angeleitet. Was sich so als eine Alternative darstellt, kann aber gleichwohl nicht trennscharf gemacht werden. Es bleibt hier wie dort die Aufgabe, die jeweilige Situation im Lichte unterschiedlicher Betrachtungsweisen zu interpretieren und dem entsprechend verschieden zu beantworten.

Auch wenn die hier zutage tretende Problematik auf der abstrakten Ebene struktureller Rahmenbedingungen liegt, bleibt die jeweils zur Anwendung kommende Logik und der daraus resultierende Handlungsvollzug nicht ohne konkrete Folgen. Im Kern formaler Art, läßt sich die mit unterschiedlichen Rahmenbedingungen verbundene Problematik doch nicht auf rein formale Art und Weise auflösen. Im allgemeinen lassen sich auf Grund der jeweils zur Anwendung gebrachten logischen Strukturbedingungen lediglich Tendenzen angeben und mögliche Folgen prognostizieren. Am Beispiel gesagt: Sobald Gegensätze als trennend empfunden werden und mit einer Auf- und Abwertung verbunden sind, werden sie über eine Grenzziehung zur Alternative gemacht und tendieren zum Ausschluß der ‘anderen Seite’. Damit wird das nach wie vor gegebene Verbindende auf eine andere Ebene gerückt, sei es nach ‘oben’ und/oder nach ‘unten’ und kann sich am verschobenen Ort nur noch mit entsprechenden Entzugs- und Verzerrungseffekten geltend machen. Was in Wirklichkeit ‘hier’ ist, aber nicht mehr ‘hier und jetzt’ wahrgenommen werden kann, muß nun ‘anderswo’ gesucht werden – und ist auch ‘dort’ nicht mehr zu finden. Mit der Betonung des Trennenden und der Verlagerung des Gemeinsamen auf eine andere Ebene ist auf der Ausgangsebene eine Veränderung der zur Anwendung gebrachten Mittel verbunden, die es unmöglich macht, das Gesuchte noch zu finden. Konkret bedeutet dies den Übergang zur Gewalt. Während die ‘höhere’ bzw. ‘innere’ Ebene gewaltfrei ist und einen handgreiflichen Zugang verwehrt, greift die ‘äußerliche’ Manier zu Mitteln der Absonderung und/oder Verklammerung, die es zwar immer noch erlauben, alles und jedes irgendwie in Verbindung miteinander zu bringen, in Wirklichkeit aber nichts mehr verbinden können. Wo nur noch auf äußerliche Weise alles zusammenhängt, ist nichts mehr wirklich verbunden.

Am Beispiel der Behandlung von Gegensätzen läßt sich zeigen, wie die logische Struktur das tatsächliche Geschehen präformiert und seinen praktischen Ausgang bestimmt. Damit verbinden sich erkenntnistheoretische Konsequenzen. Wiewohl es für Oppositionen wie ‘wahr/falsch’, ‘gut/schlecht’, ‘hoch/tief’, ‘nah/fern’ usw. kein Mittleres gibt, läßt ein solches sich doch durch Hypostasierung eines Dritten oder mittels Komparativen und quantitativen Skalen bilden. Das so entstehende Abstrakt-Allgemeine in Verbindung mit einem Nur-Relativen vergleichbarer ‘Größen’ entspricht einem Umgang gemäß der Logik der Alternativen, die die zugrunde liegende disjunktive Struktur zwar verdecken, aber nicht beseitigen können. Was verdeckt worden ist, bleibt nach wie vor mit im Spiel und kann sich doch nur noch in Verbindung mit Verweigerungen auf eine verzerrt-verzerrende Weise äußern.

¹ Dies ist bekanntlich der zentrale Lehrsatz des Hermes Trismegistos, wie er auf der smaragdnen Tafel überliefert ist.

Was die Bewertung und ihre Folgen betrifft, läßt sich das Gemeinte an den sozialen Konnotationen von 'oben' und 'unten' verdeutlichen. Auch wenn man zunächst daran festhalten will, daß 'oben' oben und 'unten' unten ist, werden diese Angaben in Verbindung mit Meßgrößen und Vergleichsmarken doch alsbald relativiert und austauschbar gemacht. Was von unten her gesehen 'oben' ist, ist von einem noch höheren Standpunkt aus gesehen 'unten' usw. usf. Im abstrakten Sinne kommt das einer Neutralisierung gegebener Unterschiede gleich, die die damit verbundenen Interessenlagen aber nicht wirklich auszugleichen vermag und auch den qualitativen Gegebenheiten nicht gerecht wird. Man kann dann zwar immer noch versuchen, die Dinge entweder festzuschreiben oder ein rotierendes System sich bildender und wieder zum Verschwinden gebrachter Unterschiede einzuführen, doch beides wird den wirklichen Gegebenheiten nicht gerecht.

Die damit eintretende Verwirrung betrifft insbesondere das Verhältnis von symmetrischen und asymmetrischen Aspekten in der Beziehung. Systematisch irreführend ist hier die räumliche Vorstellung. Der Aufrichtung wie der Neutralisierung von Unterschieden kommt die Vorstellung eines homogenen Raumes entgegen, der zwar alles und jedes an seinem wirklichen Ort beläßt, aber doch alle Positionen, Ebenen und Wertigkeiten relativiert und gleitende Übergänge zwischen ihnen schafft. Aber weder dem wirklichen Ort noch den wirklichen Bezügen ist damit gedient. Die Vorstellung eines sowohl differenzbildenden als auch indifferenzierenden 'Raumes' hält einer genaueren logischen Analyse nicht stand führt alsbald auf die ungelösten Schwierigkeiten einer so verstandenen Sachlage zurück. Verlangt ist auch hinsichtlich der räumlichen Verhältnisse eine die Vorstellung hinter sich lassende 'logische' Einsicht und Lösung, die auf die abstrakte Ebene des reinen Denkens führt. Zunächst aber wiederholen sich auch in der Logik die mit räumlicher Vorstellung verbundenen Schwierigkeiten, zumindest solange im Bezugsrahmen einer Logik der Alternativen gedacht wird, die sich in ihren Grundoperationen der Ein- und Ausgrenzung nicht überhaupt vom Bereich räumlicher Vorstellbarkeit ablösen läßt.

Zur Aporetik der mit räumlicher Vorstellung verbundenen Lösungsansätze läßt sich das gewählte Beispiel weiterführen. 'Oben' und 'unten' sind, um die von Parmenides und Platon ins Logische gewendete Sachlage aufzunehmen, in einem Sinne 'dasselbe', in anderem Sinne aber nicht. Dieser Widerspruch läßt sich nicht mehr räumlich auflösen. Die einnivellierende, sich am Gesichtspunkt der Selbigkeit orientierende Verhältnisbestimmung wird dadurch einerseits erleichtert, andererseits aber auch erschwert, weil nun mit gleichem Recht immer auch das Gegenteil behauptet werden kann. Es ist 'dasselbe' und doch auch 'nicht dasselbe', ein mit sich Einiges und doch im Widerspruch Bleibendes. Was einen wirklichen Unterschied macht und was nicht, verwirrt sich auf diese Weise und wird schließlich unentscheidbar. Was z. B. die sozialen Positionen betrifft, macht sich nun gleichzeitig geltend, daß ihre Differenz einerseits gegeben und gerechtfertigt, andererseits aber auch angemaßt und nicht gerechtfertigt ist. Was einen sozialen Unterschied ausmacht, kann somit weder verabsolutiert noch völlig ignoriert werden. Beide Seiten: die Vertreter der Hierarchie und die Verfechter von Gleichheit, sind aus diesem Grunde schlecht beraten, wenn sie *entweder* den 'Rang' *oder* die 'Gleichheit' zum alleinigen Prinzip sozialer Organisation machen wollen. Weder der durch Hierarchie definierte Unterschied noch die Einführung eines gleichen Maßes für alle läßt sich festschreiben, so daß das soziale Geschehen dem endlosen Spiel von Verabsolutierung und/oder Relativierung ausgeliefert bleibt.

Im Blick auf die Menschenrechte, zuvor aber schon bei der Einführung des Prinzips der Gleichheit vor dem Recht zeigen sich die Schwierigkeiten einer alle Unterschiede sei es ignorierenden, sei es verabsolutierenden Verfahrensweise. Aber auch die versuchten Kompromisse führen hier zu keiner befriedigenden Lösung. Formal ausgedrückt, zeigt sich an dieser Stelle, daß eine Behandlung des Problems gemäß der Logik der Alternativen in sich widersprüchlich ist und zwischen asymmetrischen und symmetrischen Rahmenbedingungen hin und her

pendelt, ohne einen wirklichen Ausgleich schaffen zu können. Wo schließlich alles einen Unterschied machen darf und nichts einen Unterschied machen kann, ist das Dilemma perfekt.

Ein Konflikt, der sich nicht aus der Welt schaffen läßt, verlangt die Betrachtung der Sachlage unter veränderten logischen Prämissen. Damit ist ein Wechsel der Ebene verbunden. Für die Logik der Disjunktion ist, unter dem Aspekt verschiedener Ebenen betrachtet, ein jeder Unterschied absolut und relativ zugleich, ohne daß beides sich wie bei der Bildung einer Alternative widerstreitet. Unterschiede können auf diese Weise gewahrt werden, und gleichzeitig kann man darauf verzichten, sie geltend zu machen. Analoges gilt für das Verhältnis von Symmetrie und Asymmetrie in bezug auf die einzelne Position und ihr Verhältnis zu anderen Positionen. Die Logik der Disjunktion leugnet weder das Seinsrecht der einzelnen Position noch den zwischen den Positionen gegebenen, sie gleichstellenden Zusammenhang. Symmetrie und Asymmetrie werden hier dadurch verträglich, daß das Sein des Einzelnen durch sich selbst verbürgt und damit auch sein Zusammenhang mit anderem Seienden in die Freiheit gestellt ist.

Das *Sein* der Beziehungswirklichkeit kann streng genommen nicht anders als disjunktiv gedacht werden. Die Logik der Disjunktion verlangt, jeden durch sie umschriebenen Sachverhalt konsequent nach zwei Seiten hin zu wenden. Daß mit der begrifflichen Verbindung von In-und-aus-sich-selber-Sein und Sein-im-Bezug, was die Ausformulierung betrifft, paradoxe Aspekte verbunden sind, darf nicht davon abhalten, die Verbindung Seinsselfständiger in der Form der Disjunktivität zu denken und einen solchen Ansatz auch im konkreten Fall zu bewähren. Dabei muß an erster Stelle auf den absoluten Charakter positionalen Gegebenheiten abgehoben werden, um dann in einem zweiten Schritt auch die relativen Aspekte derselben Sachlage angemessen in den Blick rücken zu können.

Die zunächst in der Alternative von Affirmation und Bestreitung hängenbleibende Unterscheidung von 'oben' und/oder 'unten' läßt sich auch unter dem Aspekt der Disjunktion auf eine doppelte Weise schematisieren, doch so, daß, was 'oben' und was 'unten' ist, sowohl einen Unterschied macht als auch ineins gesehen werden kann. Es läßt sich einerseits im Sinne einer radikalen Entgegensetzung, andererseits aber auch im Sinne des Prinzips „wie oben, so unten“ geltend machen.

Um den 'radikalen', d. h. 'von der Wurzel her gegebenen' und durch nichts vermittelbaren Unterschied von 'Oben' und 'Unten' geltend zu machen, empfiehlt es sich, beides groß zu schreiben.² Hier ist im betonten Sinne 'Oben' oben und 'Unten' unten, und beides kann auch nicht mehr durcheinander relativiert oder gar ineinander überführt werden. Es besteht grundsätzlich keine Austauschbarkeit, weil durch die disjunktive Schematisierung der gemeinsame Vergleichshorizont und mit ihm ein 'Mittleres' sowie der 'Bewegungsraum dazwischen' weggenommen ist. Eine so definierte, nicht relativierbare Sachlage kann nicht mehr im Sinne von Alternativen behandelt und weder auf ein Gleiches („Ist doch alles dasselbe“) noch auf Differenz und Widerspruch („Er oder Ich!“) hin entwickelt werden, auch wenn diese beiden Aspekte nach wie vor mitgegeben sind und das Geschehen bestimmen.

Gemäß dem Prinzip „wie oben, so unten“ gibt es gleichzeitig ein Sowohl-als-auch, ein Entweder-oder und ein Weder-noch, mit anderen Worten den härtesten Gegensatz, seine Bestreitung und sein Nichtgegebensein. Daß alle drei Bestimmungen gleichzeitig gelten, hängt mit dem positionalen Charakter als solchem zusammen.³ Positionen sind eo ipso absolut, und d. h. sie können sich weder medialisieren noch gegenseitig aufheben und vielmehr nur dadurch in Beziehung setzen, daß sie sich durchgängig affirmieren und gleichzeitig durchgängig negieren. Es gilt hier, die 'Große Gleichheit' ineins mit dem 'Großen Unterschied' zu denken. Alle

² Analoges gilt für das Verhältnis des 'Großen' (bzw. des 'Großen Unterschieds') zum 'Kleinen' (dem 'Kleinen Unterschied') im taoistischen Denken.

³ Disjunktive Verhältnisse bzw. Strukturen verlangen nach einer „Logik des Orts“, wie sie im nächsten Kapitel in Ansätzen ausgearbeitet wird.

Versuche der Vermittlung, aber auch der Alternativenbildung prallen an dieser ‘großen’ Gleichung-und-Ungleichung ab. Weder ist eine Tendenz auf Angleichung bzw. Ausgleichung zwischen absolut verstandenen Positionen aussichtsreich, noch greift die gegenläufige Tendenz zur Kontrastierung und Gegensatzbildung. Was im Vergleich und d. h. unter Voraussetzung einer indifferenten Ausgangslage und vergleichbarer Eigenschaften zu einem bloß relativen Unterschied herabgestuft wird, muß im Sinne der Logik der Disjunktion als eine absolute Differenz begriffen und als solche behandelt werden.

Für den Umgang mit disjunktiven Strukturen gelten somit Prinzipien, deren begriffliche Fassung, weil man dabei den Raum der Vorstellung verlassen muß, ein paradoxlogisches Gepräge annimmt, auch wenn die damit gemeinten Sachverhalte einfach sind. Die Aussage z. B.: „Die All-Einheit fällt in einen Punkt unter vielen anderen Punkten“ und andere sich auf das Unendliche beziehende, paradox erscheinende Formulierungen machen durchaus Sinn, aber nur wenn man dabei den Raum der Vorstellung hinter sich läßt. Absolute Positionen sind abgrundtief geschieden, zugleich aber treffen sie sich in paradoxer Koinzidenz. Welche Bewegungsmöglichkeit es zwischen ihnen gibt, kann sich erst zeigen, wenn der mit der Bewegungsvorstellung einhergehende ‘Raum dazwischen’ und die mit ihm gegebene Ausweichmöglichkeit weggenommen ist. Was ‘oben’ und ‘unten’ oder ‘vorn’ und ‘hinten’ ist, läßt sich dann gar nicht mehr im räumlichen Sinne bezeichnen, vielmehr können alle diese Aspekte, gerade weil die disjunktive Struktur gewahrt bleibt, in ein und demselben Punkt auf paradoxe Weise koinzidieren.

Die Logik der Disjunktion erlaubt es somit, auf *ihre* Weise zu sagen, daß der ‘Ort unten’ und der ‘Ort oben’ ein und derselbe ist und Berührung stattfindet, und doch hebt diese Koinzidenz die Geschiedenheit der Örter nicht auf. Was sich so nahe kommt, tut dies gleichsam über einen Abgrund hinweg. Das disjunktive „Ein Zusammen“ meint etwas *toto genere* anderes als die von der Logik der Alternativen erzwungene Vergleichgültigung der respektiven Positionen, deren wesentliche Differenz einnivelliert und ihr absolutes Moment zum Verschwinden gebracht wird. Wo der eigene ‘Ort’ nicht eingenommen und der des Anderen nicht mehr respektiert wird, muß der ‘Raum’ als Unterscheidungsmedium erhalten, um Unterschiede nach Belieben bilden und/oder bestreiten zu können. Damit sind die Positionen als solche negiert und die durchgängige Negativität der Räume an ihre Stelle gesetzt. Das im „Zwischen“ alles ermöglichende, erfinderisch werdende Weder-noch wird auf diese Weise zur Verhinderung von allem und jedem gemacht.

Phänomene der Nähe und Berührung – auch über Distanz hinweg – lassen sich im Rahmen einer Logik der Alternativen nicht mehr angemessen beschreiben und noch weniger realisieren. Demgegenüber wahrt das disjunktiv bestimmte Verhältnis eine Freiheit, die unter den Bedingungen vorgestellter Außenräume und daran geknüpfter Bewegungsmöglichkeiten verloren gehen muß. Nur wenn im doppelten Sinn des Wortes ‘nichts dazwischen’ ist – so wie man bei einer aufkommenden Regung sagt „es ist nichts“ und doch die Abgründigkeit in ihr spürt –, besteht die Möglichkeit, zu berühren und sich berühren zu lassen, ohne daß dies Übergriffe nahelegen und auf der anderen Seite den Gedanken des Selbstverlusts wachrufen würde. Am Ort der Berührung ist keine Angst mit im Spiel, und wo Angst ist, gibt es die Berührung nicht mehr.

Um zusammenzufassen: Während im Rahmen eines Denkens in Alternativen sowohl die Behauptung der Gleichheit als auch die der Unterschiedlichkeit zum Konflikt und mühseligen Ausgleich führt und kein versuchter Lösungsweg hält was er verspricht, läßt sich im Rahmen der Disjunktion die „Große Gleichung“ *ineins* mit der „Großen Ungleichung“ denken, wobei das ‘in eins’ nun im Sinne einer paradoxen Koinzidenz zu lesen ist und den an die Wurzel gehenden Unterschied, der in der Freiheit liegt, gerade nicht verwischt. Die Logik der Disjunktion trägt somit einer fundamentalen Differenz Rechnung an Stellen, an denen die Logik der

Alternativen Einnivellierungen vornimmt und zu Vorstellungsweisen Zuflucht nimmt, die innerhalb eines Beziehungsgeschehens fehl am Platze sind und nicht tragfähig werden können.

Der mittels Disjunktion und Alternative logisch markierte Unterschied hat weitreichende Konsequenzen für die Bildung von Begriffen und ihre Auswirkung auf das Handeln. Insbesondere bei obersten Kategorien wie „Sein“ und „Denken“, „Wahrheit“ und „Freiheit“ ist es entscheidend wichtig zu klären, welcher Logik sie folgen und welche formale Behandlung ihnen angemessen ist. Ohne ein Achten auf das Logische lassen sich aber auch die leitenden Kategorien einer wissenschaftlichen Disziplin (wie z. B. „Ursache“ und „Wirkung“, „System“ und „Prozeß“, „Handlung“, „Interaktion“ und „Kommunikation“ usw.) nicht gewinnen, so daß keine angemessene und d. h. nicht auf *einen* Aspekt reduzierende Beschreibung der jeweiligen Gegenständlichkeiten möglich ist.

Zweites Beispiel:

Der Erfordernis einer Ausdifferenzierung logischer Funktionen am Beispiel der Negation

Die formale, jedoch nicht im Sinne eines Kalküls durchgängig formalisierbare Unterscheidung von Disjunktion und Alternative verlangt eine entsprechende Ausdifferenzierung aller anderen logischen Funktionen. Die Behauptung, daß es von jeder logischen Funktion formal unterschiedliche Modi bzw. Vollzugsformen gibt, scheint auf den ersten Blick aus der Luft gegriffen zu sein. Damit diese Mehrsinnigkeit wenigstens einen Teil ihrer Un- oder Mißverständlichkeit verliert, empfiehlt es sich auch hier, die formal gegebene Sachlage in den Zusammenhang inhaltlicher Überlegungen einzubetten und den unterschiedlichen Gebrauch logischer Funktionen an diesen zu beleuchten. Die Frage nach dem Stellenwert und den Formen der Negation ist besonders geeignet, um die hier gegebenen Formunterschiede sichtbar zu machen.

Im alltäglichen Leben sind Negationen bzw. Verweigerungen eine prekäre Sache und stellen die Frage nach dem Wann und Wie im Sinne des richtigen Zeitpunkts und Tons. Vor allem soll die Negation nicht empfunden werden als generelle Verweigerung oder als Abweisung der Person selbst. Der Teil soll hier gerade nicht für das Ganze stehen. Etwas zu verneinen soll nicht verwechselt werden können mit der Aufkündigung der Beziehung, in der die Negation ausgesprochen wird. All dies schließt ein, daß im Zusammenhang mit Negationen nicht ohne weiteres verallgemeinert und das Ganze in ein negatives Licht gerückt werden kann.

Der hier gegebenen Komplexität wird ein Denken in Alternativen nicht gerecht, mit denen stets eine Generalisierung verbunden ist und oft genug der Boden unter den Füßen weggezogen wird. Eine Zumutung liegt schon in der Forderung der Entscheidbarkeit, die zumeist mit einer einseitigen Stellungnahme verbunden ist und dahin tendiert, alles auf die eigene Seite herüberzuziehen bzw. von ihr her zu betrachten. Die logische Funktion der Negation wird von daher im Sinne der sog. zweiwertigen, de facto aber nur an einem der beiden Werte interessierten Logik verstanden.

Damit sind weitere Annahmen verbunden, die der tatsächlichen Situation nicht gerecht werden. Im Sinne eines Denkens in Alternativen läßt die Negation sich so interpretieren, daß die „Negation der Negation“ eine aufhebende Wirkung hat und den alten Zustand wiederherstellt. Damit wird etwas unterstellt, was in Wirklichkeit gar nicht der Fall ist und einer differenzierteren Betrachtung weichen muß. In Wirklichkeit wiederholt sich nämlich nichts auf strikt identische Weise, und auch wenn sich etwas wiederholt, kann der Sinn dieses Vorgangs ein höchst unterschiedlicher sein. Wiederholte Negation kann den Sinn der Bekräftigung oder auch den der Zurücknahme haben, und gemäß diesem unterschiedlichen Richtungssinn entwickelt sich der gegebene Ausgangszustand, sich selbst verstärkend, spiralförmig weiter.

Auch das beide Seiten gleichermaßen negierende „Weder-noch“ („nicht das eine – nicht das andere“) hat weder den Sinn einer einfachen Negation noch den einer den alten Zustand wiederherstellenden Negation der Negation. Es stellt vielmehr die Alternativenbildung und mit ihr das Festhalten an der einen oder anderen Behauptung in Frage und zieht in der Verneinung beider Seiten einem solchen Unterfangen den Boden unter den Füßen weg.

Analoges gilt für das „Entweder | Oder“ der Disjunktion, das völlig mißverstanden wäre, wenn man es im Sinne einer zur Entscheidung gestellten, ausschließenden Alternative auffassen und mit der Affirmation der einen Seite die andere strikt negieren würde. Entscheidbare Alternativen verlangen die Reduktion auf eine Seite und den Ausschluß der anderen. Einschluß und Ausschluß ist in der Disjunktion, wenn überhaupt, nur in formal anderem Sinne gegeben.

Drittes Beispiel:

Symmetrie und Asymmetrie in logischen Verhältnissen

Der oberste Gesichtspunkt jedweder logischen Struktur betrifft das Verhältnis und Symmetrie und Asymmetrie. Die in Anschlag gebrachte Zweiwertigkeit kann von daher im Sinne einer reduktiven bzw. einpoligen (asymmetrischen) oder im Sinne einer irreduziblen bzw. zweiseitigen (symmetrischen) Akzentuierung verstanden und dementsprechend unterschiedlich behandelt werden. Die Gesichtspunkte der Asymmetrie und Symmetrie, der Reduzierbarkeit und Nichtreduzierbarkeit werden in beiden Fällen unterschiedlich gehandhabt und wirken sich verschieden aus.

Um hierüber ein Urteil fällen zu können, muß das Ganze in den Blick genommen und sein Einfluß auf die einzelnen Schritte untersucht werden. Dies verlangt, die Kontextabhängigkeit aller einzelnen Schritte zu beachten. Schritte lassen sich gar nicht unabhängig voneinander tun. Wo alles einen Stellenwert hat und durch ihn bestimmt wird, ist eine Negation nicht einfach eine Negation und eine Affirmation nicht in jedem Falle auch eine Bejahung. Beides erhält seinen Sinn vielmehr in übergreifenden Verlaufsformen, in der ganze Folgen bestimmend werden und symmetrische wie asymmetrische Aspekte gar nicht mehr voneinander trennbar sind. Ein Ganzes geht aus sich selbst hervor und kehrt in sich selber zurück. Wiederholte Affirmationen oder Negationen haben hier mit selbstrekursiven Prozessen zu tun und kommen nicht mehr dort an, von wo sie ausgegangen sind, weil durch sie ständig das Ganze mitverändert wird. Das so oder anders bestimmte Ganze ist immer nur als Resultat vieler Schritte gegeben.

Demgegenüber legt die isolierende, schrittweise abarbeitende Verfahrenslogik entscheidbarer Alternativen Wert auf ein asymmetrisches Grundschema mit reduktiver Funktion. Dem liegt die Fiktion zugrunde, als ob die einmal gewählten Ausgangspunkte festgehalten und jederzeit wiederhergestellt werden könnten. Die Fiktion eines sich identisch Durchhaltenden wird aufrechterhalten durch die definitorische Einführung von Konstanten, die es so in Wirklichkeit aber gar nicht gibt.

An dieser Stelle stellt sich die Frage nach einer komplexeren, realitätsgerechten Logik, die hier als Logik der Disjunktion eingeführt wird. Im Sinne größerer Realitätsgerechtigkeit gibt es in der disjunktiven Struktur keinen festgehaltenen oder verlorenen Anfang und auch kein normiertes Zielkonstrukt und kein verlorenes Ende. *Was ist*, bewahrt in der disjunktiven Struktur seine nie entstandene, nicht vergehen könnende Anfänglichkeit. Die der Disjunktion entsprechende Seinslogik hebt den Gesichtspunkt der 'stehenden' Symmetrie hervor, die indes der inneren Dynamik keineswegs widerspricht. Wo ein jedes auf sich selbst gestellt ist, kann man das Ganze nicht auf eine Seite reduzieren und alle anderen unberücksichtigt lassen.

Mit der Zugrundelegung einer nicht-reduktiven, disjunktiven Struktur ist ein wesentlicher Vorteil verbunden, denn nur so kann im „Sein“ selbst dem „Werden“ Rechnung tragen, ohne daß befürchtet werden muß, daß *was ist* seiner selbst verlustig geht. Die ‘stehende’ Disjunktion gewährleistet den Bestand des Seienden in einer ‘fließenden’ Welt des Werdens, ohne daß man glaubt den Fluß auf vermeintliche Konstanten beziehen und mit ihnen künstlich sistieren zu müssen. Die Disjunktion verbürgt das In-sich-selber-Stehen des Seienden und kann eben deshalb auch einem durch keinerlei Konstanzannahmen eingeschränkten Werden noch standhalten.⁴

Mit anderen Worten gewährleistet die disjunktive Struktur ein Sein im Werden unter Verzicht auf System und kann so den mit beidem: dem Sein wie dem Werden verbundenen Freiheitsaspekten allererst gerecht werden. Sowohl die Kategorie des „Seins“ als auch die des „Werdens“ erübrigt den Rückgriff auf ein einbindendes „System“. Ein jedes Freiveränderliche ist auf sich selbst rückgekoppelt, es steht in sich und weiß auch für sich selbst zu sorgen. In theoretischen Termini ausgedrückt, ist *Systemkonstanz* ersetzbar durch *Selbstrückkoppelung*. Mit dem Systemzwang verschwindet die äußere Abhängigkeit und wird ein jedes Seiende auf sich selber verwiesen. Es kann deshalb im Prinzip auch nur aus sich selber verstanden werden.

Von daher lassen sich weitere kategoriale Unterscheidungen treffen. Was sich im Sein wie im Werden durchhält ist ein „Selbes“, aber kein „Gleiches“, wobei „Selbigkeit“ durch Selbstrückbezüglichkeit und „Gleichheit“ durch Konstanzannahmen definiert bzw. normiert wird. Es ist deutlich, daß die beiden Kategoriensätze, ihre Prinzipien und respektiven Rahmenvorgaben auf durchaus verschiedener Ebene liegen und sich bei genauerem Zusehen geradezu ausschließen.

Die Tragfähigkeit disjunktiv verstandener Beziehungen hängt schließlich damit zusammen, daß sich hier nichts mehr allein vom Gegebensein oder Fehlen einzelner Merkmale abhängig machen läßt und stets das Ganze in den Blick genommen werden muß. Im Ganzen aber ist der Ausgleich stets mitgegeben, und keine Schiefelage, auch wenn sie noch so fixiert ist, kann diesen letztlich in Frage stellen. Dasselbe gilt für die einzelnen Position. Grundsätzlich symmetrisch zueinander gestellte Positionen erlauben es, auch noch ihre Negation und einen damit verbundenen asymmetrischen Zustand zu ertragen, weil die letztliche Unaufhebbarkeit der Position kraft Disjunktion gewährleistet ist. Symmetrisch zueinander gestellte Positionen machen frei von der Bindung an die Rolle und sind gegen Kritik in höherem Maße immun. Die symmetrische Struktur disjunktiver Beziehung hakt den asymmetrisch ansetzenden Mechanismus der Negation in einem Sinne aus, denn man kann nun nicht mehr via negationis von der einen Seite zur anderen übergehen bzw. auf diese schließen. Die gegenüber der Negationsmacht immunisierten, durch sie nicht mehr bedrohten disjunktiv-symmetrischen Beziehungslagen stabilisieren somit in Wirklichkeit das ganze Feld, während eine asymmetrische Gestelltheit im Rahmen alternativ schematisierter Beziehungslagen mit einem hohem Grad von Unsicherheit behaftet ist und auch bei äußerster Perfektion des Rahmenwerkes nicht tragfähig werden kann.⁵ Die bei alternativ schematisierten Lagen auftretenden Schwierigkeiten – die bei Gleichstellungen ebenso wie bei Verhältnissen der Unterordnung gegeben sind – führen leicht zur Verwirrung, weil es in der Regel nicht gelingt, sie durch Beziehungsdefinitionen vorweg in den Griff zu bekommen und auch der Versuch einer nachträglichen Klärung entstandener Konflikte nicht gelingt.

⁴ Von da her gesehen, stehen Heraklits „Werden“ und Parmenides „Sein“ nicht in Opposition zueinander. Der Zusammenhalt des Ganzen ist bei beiden durch Selbstrückbezüglichkeit definiert und braucht nicht durch zeit-räumliche oder logische Konstanzannahmen abgesichert zu werden. Was ist und wird, kommt ohne äußere Verklammerungen aus.

⁵ Darauf weist Watzlawick mit eindringlichen Beispielen hin; vgl. Paul Watzlawick, Janet H. Beavin, Don D. Jackson, *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Verlag Hans Huber Bern Stuttgart Wien 1969, ⁴1974, Abschnitt 2.6: Symmetrische und komplementäre Kommunikation, S. 68 ff.

Die hier auf keine Weise auszuräumende Unsicherheit hat einen tieferen strukturellen Grund. Symmetrieeigenschaften werden auch in asymmetrisch definierten Lagen wirksam, ob man will oder nicht. Im Unterschied dazu müssen aus demselben Grund alle Festlegungen mittels asymmetrischer Beziehungsdefinitionen letztlich unwirksam bleiben. Wenn aber die zur Fixierung asymmetrischer Verhältnisse aufgerufenen Beziehungsdefinitionen unter einen prinzipiellen Vorbehalt gesetzt sind, machen sie die Lage in Wirklichkeit noch vertrackter, als sie es wäre ohne sie. Um ein nicht aus der Welt zu schaffendes Beziehungsproblem vorgreifend zu lösen, werden Beziehungsdefinitionen gegen die grundsätzlich nicht festlegbaren symmetrischen Beziehungsaspekte gestellt. Weil diese aber gleichwohl gegeben sind, schafft jede Festlegung bezüglich der symmetrischen wie der asymmetrischen Beziehungsaspekte eine Blockade und kommt einer Verhinderung gleich. Symmetrien lassen sich nicht geltend machen, solange Asymmetrien das Feld beherrschen, und diese wiederum können sich nicht behaupten, weil gegebene Symmetrien sie wieder in Frage stellen und nicht mehr aus dem Feld zu schaffen sind. Es kann an dieser Stelle keine reinliche Lösung zugunsten der einen oder anderen Seite geben, weil Gesichtspunkte der Symmetrie sich durch den Hinweis auf asymmetrische Beziehungsdefinitionen nicht aufheben lassen, auch wenn sie ihnen gegenüber nicht ohne weiteres zur Geltung zu bringen sind.

Das betrifft auch die Möglichkeit zur Negation. Auch wenn die mit der Disjunktion gegebene Ausschließlichkeit ein negatives Moment enthält, kann dieses nicht den Sinn einer einfachen oder doppelten Negation annehmen. Verlangt ist vielmehr eine komplexere Betrachtung der gesamten logischen Sachlage, wobei zu differenzieren ist nach formal unterschiedlich zu behandelnden Ebenen bzw. Dimensionen, nach unterschiedlichen Nennern für das Ganze und, allem anderen vorweg, nach Gesichtspunkten der Symmetrie und Asymmetrie.

Von hier aus lassen sich Folgerungen ziehen, wie Hegel sie bezüglich des Verhältnisses von „Herr“ und „Knecht“ ins Auge gefaßt und mit der Frage nach der Genese des Selbstbewußtseins verbunden hat.⁶ Die gleichzeitig durch Asymmetrie *und* Symmetrie gekennzeichnete Ausgangslage bringt es mit sich, daß die einfache Negation bzw. die Negation der Negation hier keineswegs zum egalitären Ausgangszustand zurückführt. Vielmehr muß, wie Hegel ausführt, das ganze Verhältnis des Knechts zu seinem Herrn auf eine neue Grundlage gestellt werden. Eine komplexe und symmetrische wie asymmetrische Momente aufweisende Beziehung wie diese wäre gründlich mißverstanden, wollte man den bloßen Austausch der Positionen oder die Wiederherstellung eines „früheren“, durch Gleichheit definierten Zustands bereits für die Lösung des Problems halten. Es erweist sich vielmehr, daß die rechtverstandene Revolution dieser Beziehung mehr und anderes ist als eine Revolte, die lediglich einen Positionswechsel herbeiführt, aber keine Neudefinition der Positionen selbst und ihrer Beziehung zur Folge hat und im Wiederholungsfall den Zustand nur noch verschlimmern würde. Aber auch das Geltendmachen einer „Gleichheit“ von Knecht und Herr kann bei gegebener Status- und Funktionsdifferenz nicht unmittelbar ins Werk gesetzt werden und muß, wo sie – etwa durch „Arbeit“ oder „Bildung“ – allmählich zur Auswirkung kommt, die ganze Beziehung von innen heraus umgestalten. Und selbst ein solcher faktischer Ausgleich wäre noch eine vorläufige Lösung des Problems, weil und solange das Moment der gänzlich statusunabhängigen Anerkennung sich noch nicht damit verbunden hat.

Schon dieses einfache, an sozialer Schichtung und geläufiger Alternativenbildung orientierte Beispiel des „Herrn“ und seines „Knechts“ zeigt, daß der Mangel an logischer Analyse notwendige Differenzierungen verwischt und in der Praxis oft genug zu folgenreichen Verkennungen der Sachlage führt. Wer Revolution will und Revolte empfiehlt, ist nicht gut beraten. Die hauptsächliche Schwierigkeit liegt hier darin, soziale Veränderungen so einzuführen, daß

⁶ Vgl. dazu die „Phänomenologie des Geistes“, Kapitel IV, Abschnitt A: Selbständigkeit und Unselbständigkeit des Selbstbewußtseins; Herrschaft und Knechtschaft.

sie in der Tat etwas verändern und nicht das Alte konservieren, eben dadurch daß permanent etwas geändert wird.⁷

Viertes Beispiel:

Die disjunktive Struktur der zwischenmenschlichen Beziehung

Eine analoge Kritik an den Alternativen kann für das Verhältnis von Personen überhaupt geltend gemacht werden. Was im Sozialen ein Fortschritt zu sein verspricht, erweist sich im Persönlichen oft genug als Fallstrick, denn „Gleichheit“ kann für die Selbst- und Beziehungsform ebensowenig eine tragfähige Grundlage abgeben wie der im Sinne einer Alternative interpretierte „Unterschied“. Auf der vorgeblichen Grundlage von Gleichheit und/oder Verschiedenheit gibt es nur die endlos unternommenen und endlos frustrierten Versuche, sich anzugleichen und/oder zu unterscheiden, zu verschmelzen und/oder sich im Kontrast zu profilieren usw. Von Anfang an zur Aussichtslosigkeit verurteilt, bleiben alle diese „Spiele“ ein müßiges Unterfangen. Eine Verfehlung im Beziehungsansatz wird zur Crux im Selbstverhältnis und spitzt sich im Geschlechterverhältnis prototypisch zu. Weder ist hier den endlosen Bemühungen um „Gleichheit“ ein Erfolg beschieden, noch kann der „gewisse Unterschied“ genugsam gewürdigt werden.

Die Partnerbeziehung ist von daher gesehen der beständige Versuch, das Ganze auf eine andere Grundlage zu stellen, doch nun entschiedener als gelebte Wirklichkeit und nicht lediglich im Sinne einer gewünschten Utopie. Einfache Rahmenvorgaben oder Verkehrswegeregulungen in Verbindung mit Entscheidungsalternativen sind hier von vornherein fehl am Platz und längerfristig auch gar nicht praktikierbar, weil sie der Beziehung ein nach außen gewandtes Gesicht geben und sie auf lange Sicht eher gefährden als stabilisieren. Und doch stehen auch hier alle mit den genannten strukturellen Bedingungen verbundenen Probleme zur Lösung an. Um so wichtiger ist es, daß die Positionen sich nicht wie im Fall des „Herrn“ und seines „Knechts“ gegenseitig blockieren.

Es kommt also auch hier auf den Nenner des Ganzen an. Was zwischen den Personen *wesentlich* anders ist, kann nur freigelegt werden durch einen Unterschied im Nenner und d. h. im Grund und in der Formbestimmtheit der Beziehung. Die Grundlage der zwischenmenschlichen Beziehung muß eine wesentlich andere sein, wenn in ihr nichts mehr daran gemessen werden kann, ob und welche Eigenschaften, Interessengebiete oder Vermögenswerte die Bezogenen miteinander teilen oder nicht teilen. Wenn nur die disjunktiv zueinander Gestellten sich zurecht verwandt und einander nahe fühlen können, straft das aber nicht die andere, entweder ganz einfach oder höchst paradox auszudrückende Seite Lügen, daß sie auf unvergleichliche Weise ‘gleich’, auf nicht angebbare Weise ‘verschieden’ und bei aller Nähe abgrundtief geschieden sind.

Auch an dieser Stelle kann auf Analysen zurückverwiesen werden, deren kategoriale Ausarbeitung bei näherem Zusehen mit einer anderen als der gewöhnlichen Logik verbunden ist.⁸ Im Protest gegen die uniforme Bestimmung und Verrechenbarkeit von allem und jedem mittels Wertzuschreibung und quantitativer Größenbestimmung haben personalistische und exi-

⁷ Vgl. zum Paradox des „Plus ça change, plus c’est la même chose“ meine Stellungnahme zum Thema „Wie lernt die Schule? Innere Schulentwicklung als permanente Schulreform“; erschienen als gesondertes Heft innerhalb der Dokumentation des im Sommersemester 2000 in Nürtingen veranstalteten Symposiums „Das Jahrhundert des Kindes?“ Die Broschüre ist zu beziehen über den Förderverein des Lehrerinnen- und Lehrerseminars Nürtingen mit Sitz beim Staatlichen Seminar für schulpraktische Ausbildung Nürtingen, Neuffener Straße 155, 72662 Nürtingen.

⁸ Bewußtseinsgeschichtlich ist die Feststellung interessant, daß solche, das Logische selbst verändernden Ansätze erst im ausgehenden 18. Jahrhundert und im Übergang zum 19. Jahrhundert möglich wurden, wiewohl das dazu erforderliche begriffliche Instrumentarium auch zuvor schon verfügbar gewesen wäre.

stanzphilosophische Ansätze die disjunktive Struktur der zwischenmenschlichen Beziehung betont und dem Erfordernis einer Befreiung des Menschen von den Bindungen seiner Vergangenheit Nachdruck verliehen. Im Stichwort ausgedrückt, handelt es sich um den Übergang vom Habensmodus („Der Einzige und sein Eigentum“) zum Modus des Seins („Ich bin, und bin mit allen Dingen verbunden“). Was mit diesem Übergang an Problematik und neuen Aufschlüssen verbunden ist, soll hier mit wenigen Hinweisen angedeutet werden.

Wenn in der Partnerbeziehung zur Dimension des „Sozialen“ die Dimension des „Individuellen“ bzw. „Existentiellen“ hinzukommt, macht dies die gegebene Situation in noch tieferem Sinne konflikthaft, aber auch aussichtsreich. So schließt, um ein prominentes Beispiel anzuführen, der im Kierkegaard'schen „Entweder-Oder“⁹ verlangte „Sprung“, prozessual betrachtet, ein Entscheidungsmoment notwendig ein und stellt dessen Einseitigkeit doch alsbald wieder in Frage. Die Selbstwahl verlangt in der Tat das Hintersichlassen aller bisherigen, dem Sozialen verpflichteten Selbst- und Beziehungsdefinitionen, und so gesehen ist die Wahl seiner selbst radikal und kompromißlos. Nach dem Sprung aber kehrt die ganze „Herkunft“ auf neuer Ebene wieder zurück, als das Alte und doch nicht im Sinne des Alten, weil nun die eigene Stellung dazu in ethischer und religiöser Bestimmung eine grundlegend andere geworden ist. Im Alles oder Nichts der radikalen Selbstwahl liegt so zwar eine äußerste Entschiedenheit, die jedoch nichts mehr damit zu tun hat, die ‚andere Seite‘ von sich abzustreifen oder gar zum Verschwinden bringen zu wollen.

Um der Komplexität dieser Lage gerecht zu werden, muß die Vorstellung einfacher Alternativen verlassen und eine andere logische Matrix zugrunde gelegt werden. Daß die „ethisch“ bestimmte Lebensform zur „ästhetischen“ Lebensform einerseits ausschließend, andererseits aber koextensiv mit ihr und nach wie vor ins Verhältnis zu ihr zu setzen ist, modifiziert den Charakter der zwischen beiden Nennern gegebenen Negation. Kurz gesagt: Was zunächst in die Form einer sich ausschließenden Alternative gebracht werden mußte, erweist sich im Sprung als eine Disjunktion und will unter dem Aspekt einer selbst herzustellenden Konjunktion weiterbehandelt werden. Daß „Ästhetisches“ und „Ethisches“ sich nun nicht mehr nur im Sinne einer ausschließenden Alternative (Entweder-Oder) gegenseitig in Frage stellen und

⁹ Vgl. insbesondere Entweder-Oder, Zweiter Teil II: Das Gleichgewicht zwischen dem Ästhetischen und dem Ethischen in der Herausarbeitung der Persönlichkeit (zitiert wird nach der von H. Diem und W. Rest besorgten Werkausgabe bei Jakob Hegner, Köln und Olten). Kennzeichnend für den Schritt der Selbstwahl ist, daß nur der Vollzug einer radikalen Disjunktion (der „Sprung“) auf eine neue Ebene führt, von der her dann auch die Bejahung der „Herkunft“ ohne Gefahr des Selbstverlustes möglich wird und die Verantwortung für das Hergebrachte allererst übernommen werden kann. Während die „ästhetische“ Existenzform von Bedingungen außerhalb ihrer selbst abhängig ist, die sie nicht frei gewählt hat und auch nicht ohne weiteres von sich abstreifen kann, betrachtet die „ethische“ Existenz das „Bestehende“ als Ausdruck der eigenen Freiheit und übernimmt dafür die Verantwortung. Dies gilt auch und gerade für die Zustände äußerster Verlorenheit, die der Freiheit am meisten zu widersprechen scheinen, in Wirklichkeit aber das Tor zu ihr sind: „So wähle denn die Verzweiflung, denn die Verzweiflung ist selbst eine Wahl ...“(S. 768). Der unentwirrbare Knoten der Verstrickung löst sich eben dadurch auf, daß er als Ausdruck der Freiheit verstanden wird. Paradox ausgedrückt: Allein die Wahl der Verzweiflung kann über diese auch hinausführen. So sagt Kierkegaard in der ihm eigenen Manier: „Man kann überhaupt nicht verzweifeln, außer man will es, ... wenn man es aber in Wahrheit will, so ist man in Wahrheit schon über die Verzweiflung hinaus ...“(S. 770 f.) und hat das gewählt, was in der Verzweiflung zu wählen allein übrig bleibt: „das Selbst in seiner ewigen Gültigkeit“ (a. a. O.).

Das Moment der Engführung ist hier wichtig: Die Wahl der Freiheit ist die einzige Wahl, die in der Verzweiflung noch übrig bleibt, denn alles andere ist durch sie bereits weggenommen worden. Die Wahl der Verzweiflung verspricht nichts und kann doch alles halten, weil an ihrem äußersten Punkt nur noch die Wahl seiner selbst als eines absoluten Datums übrig bleibt. Was Kierkegaard als ein Paradox formuliert, ist in Wirklichkeit der Schritt in die Freiheit *eben durch sie selbst*. So wie dieser Schritt, ist auch der Ausgang der Sache unvordenklich. Die Verzweiflung ist mit äußerster Beunruhigung verbunden, doch zugleich zeigt sich in ihr eine ganz andere Seite derselben Münze: „Erst in der Verzweiflung ist die Persönlichkeit beruhigt, nicht mit Notwendigkeit, denn ich verzweifle niemals notwendig, sondern mit Freiheit, und erst darin ist das Absolute gewonnen.“ (A. a. O.) Das Absolute gewinnen heißt für Kierkegaard die eigene Freiheit gewinnen, so daß diese zum schlechthinigen Garanten für die Wirklichkeit des Menschen innerhalb seiner jeweiligen Weltgegebenheit wird.

vielmehr im disjunktiven Sinn des Entweder | Oder in ein enges Verhältnis zueinander gebracht sind, verbietet das erneute Ausspielen des einen gegen das andere und macht, was geschieden ist, allererst wahrhaft vereinbar. Die beiden Existenzweisen können sich nach dem „Sprung“ nicht mehr konkurrierend geltend machen und schließen sich auch nicht mehr im Sinne einer Wertungsalternative aus. Von daher preist der ethisch bestimmte Mensch mit Kierkegaard das Alltägliche und gibt ihm über Mühsal hinaus einen höchsten Sinn. Es handelt sich bei der ethisch bestimmten Annahme des Ästhetischen nicht mehr um eine durch doppelte Negation zustande kommende Affirmation – dies käme einem Rückfall gleich –, sondern vielmehr um ein Durchbrochensein beider Lebensformen in sich und ein dadurch bewirktes Geöffnetsein füreinander.

Hier hilft die Logik dem Leben auf und führt es aus seinen Verwirrungen heraus, indem sie lehrt, anders über die Dinge und über sich selbst zu denken. Kierkegaard hat mit dem „Entweder-Oder“ von sozialer Eingebundenheit in die „Herkunft“ und freier, durch nichts Äußeres begründeter „Selbstwahl“ einen existentiellen Schritt in der Richtung disjunktiven Denkens getan. Auch wird bei ihm zum ersten Mal die Kategorie der Wiederholung in existentieller Hinsicht aufgenommen¹⁰, in deren Zeichen Nietzsche mit der „ewigen Wiederkehr des Gleichen“, und dem „Er (scil. der ‚Zwerg‘) oder Ich“ des Willensverhältnisses einen weiteren Schritt in der Bewältigung des Vergangenheitsproblems getan hat.¹¹

¹⁰ Für Kierkegaard ist die Wiederholung sowenig wie für Nietzsche eine neue Kategorie, doch machen beide von ihr einen anderen Gebrauch und geben ihr einen neuen Sinn. In seiner Schrift „Die Wiederholung“ thematisiert Kierkegaard eine ins Paradoxe gewendete Frage: Gewesenes wiederholen – *geht das?* Wenn es nicht geht und doch geht und wieder nicht geht, führt die darin aufbrechende Aporie zu einer Neufassung des Begriffs der Wiederholung und öffnet mit deren ausdrücklichem Vollzug den Überschritt in eine andere Dimension.

Unterstützend für diesen Schritt ist die Einsicht, daß die gewohnheitsmäßige, bloß äußerliche Wiederholung nur eine schlechte Unendlichkeit prolongiert und in Wirklichkeit alles beim Alten beläßt, ja dieses noch verstärkt. Eine einfache Fortsetzung des Gewesenen ist zwar immer möglich, aber sie führt nirgendwohin.

Für Kierkegaard tritt die Kategorie der Wiederholung an die Stelle der hegelschen Vermittlung. Wo in Wirklichkeit nichts vermittelt werden kann, muß alles wiederholt werden. Dies gibt dem Alltäglichen allererst seine Bedeutung und öffnet es in seiner Tiefendimension. Das Grundproblem bei alledem ist, wie das Ewige selbst im Werden zu denken ist, ohne in den frustrierenden Kreislauf des Werdens und Vergehens hineingezogen zu sein und seinem Widerspruch zu erliegen.

Des weiteren wird die Wiederholung bei Kierkegaard mit der leidenschaftlichen Tat verbunden und gewinnt durch sie einen neuen, transformierenden Sinn gibt. Die Wiederholung wird zu einer Kategorie der Innerlichkeit, genauer gesagt erzeugt sie diese erst. So verstandene Wiederholung wird zur Einübung der absoluten Distinktion.

¹¹ Was für die kierkegaardsche Wiederholung gilt, findet in Nietzsches Begriff der „ewigen Wiederkehr des Gleichen“ seine konsequente Fortsetzung. Auch hier hat die Wiederholung nicht mehr den Sinn, die Vergangenheit fortzusetzen, sie lebendig zu erhalten und in sie hineinzubinden; sie soll vielmehr gerade umgekehrt dazu dienen, aus ihr herauszuführen und ein Neues zu eröffnen. Das damit gestellte Problem wird im „Zarathustra“ in den Kapiteln „Der Wahrsager“, „Von der Erlösung“ (Also sprach Zarathustra, II. Teil) und „Von Gesicht und Räthsel“ (III. Teil) in äußerster Kontrapunktik exponiert.

Im einleitenden Stück „Der Wahrsager“ wird die vom Prediger Salomo gemachte Feststellung aufgenommen, daß alles zur Vergangenheit geworden ist und diese die Gegenwart und Zukunft ihrer schöpferischen Potenz beraubt: „... und ich sah eine große Traurigkeit über die Menschen kommen. Die Besten wurden ihrer Werke müde. / Eine Lehre erging, ein Glaube lief neben ihr: ‘alles ist leer, alles ist gleich, alles war!’ ... Umsonst war alle Arbeit. ... Wahrlich, zum Sterben wurden wir schon zu müde: nun wachen und leben wir noch fort – in Grabkammern.“ Doch bleibt es für Nietzsche nicht bei dieser fatalistischen Aussage, denn von daher stellt sich erst das Thema der Erlösung als Schritt aus der Vergangenheit heraus – ein Schritt allerdings, der nicht leicht zu leisten ist und in seinem entscheidenden Punkt oft genug verfehlt wird. Für Nietzsche ist der Schritt zur Freiheit nicht nur ein Nein, sondern darüber hinaus ein Schritt zur vorbehaltlosen Bejahung des Seins (vgl. dazu das Kapitel „Von den drei Verwandlungen“ im Zarathustra I). Ein solcher Schritt muß gedacht werden, bevor er ins Werk gesetzt werden kann. Wenn man die Vergangenheit nicht einfach hinter sich lassen kann, muß für das mit ihr verbundene Fortleben in Grabkammern ein anderer Ausgang geschaffen werden. „Die Vergangenen zu erlösen und alles »Es war!« umzuschaffen in ein »So wollte ich es!« Das hieße mir erst Erlösung“ (in: „Von der Erlösung“).

Die mit dem die ganze Beleuchtung verändernden „So wollte ich es!“ verbundene Schwierigkeit betrifft zentral den Willen, der allein aus der Vergangenheit herauszuführen vermag, selber aber noch in sie hineingebunden ist

In alledem ist die Realisierung einer existentiellen Disjunktion das bestimmende und alles klärende Moment. Analoges ist bei Berdjajew zu lesen, der mit seiner Unterscheidung von gegenständlich ausgerichteter, symbolischer „Kommunikation“ und existentieller „Partizipation“ bzw. „Kommunion“ den Freiheitsgedanken radikalisiert und auf der Realisierung eines prinzipiell nicht zu vergegenständlichenden und zu mediatisierenden Beziehungsgeschehen

und sich durch seine verfehlten Befreiungsversuche um so tiefer in sie verstrickt hat: „Wille – so heißt der Befreier und Freudenbringer. Also lehrte ich euch. Aber nun lernt dieses hinzu: der Wille selber ist noch ein Gefangener. / Wollen befreit: aber wie heißt das, was auch den Befreier noch in Ketten schlägt? / »Es war«: also heißt des Willens Zähneknirschen und einsamste Trübsal. Ohnmächtig gegen das, was getan ist – ist er allem Vergangenen ein böser Zuschauer. / Nicht zurück kann der Wille wollen; daß er die Zeit nicht brechen kann und seiner Zeit Begierde – das ist des Willens einsamste Trübsal.“

Der erste Versuch der Befreiung über einen Racheakt: die Zeit zu brechen und ihre Begierde, kann nur mißlingen und bindet umso mehr an sie. Als ein „böser Zuschauer“ nach wie vor in die Vergangenheit hineingebunden, setzt der sich rächende Wille immer nur ihre Kette fort: „Dies, ja dies ist die *Rache* selber: des Willens Widerwille gegen die Zeit und ihr »Es war«.“ (A. a. O.) Der Weg heraus kann also nicht die Rache sein und der mit ihr verbundene Wahn und Zwang, sondern die Versöhnung des Willens mit der von ihm geschaffenen Geschichte und d. h. auch seine Versöhnung mit der von ihm geschaffenen, von ihm zu überwindenden Kette der Zeit: „Wurde der Wille sich selber schon Erlöser und Freudebringer Verlernte er den Geist der Rache und alles Zähneknirschen? Und wer lehrte ihn die Versöhnung mit der Zeit, und Höheres, als alle Versöhnung ist?“ (A. a. O.) Die Situation des Verfangenseins kann erst dann eine andere Wendung nehmen, wenn der im Selbst bzw. im Geist vollzogener Grundvorgang in voller Klarheit eingesehen worden ist. An ein und demselben Punkt trifft sich der lähmende „Geist der Schwere“ mit dem äußersten Willen zur Versöhnung mit der Zeit in der zutiefst erschreckenden Form einer Bejahung der ewigen Wiederkehr des Gleichen. Nach wie vor handelt es sich um dieselbe Vergangenheit, und doch wird durch diesen Schritt der Bejahung die innere Bewegungsrichtung der Zeit selbst gleichsam umpolt: „Aufwärts – dem Geiste zum Trotz, der ihn abwärts zog, abgründwärts zog, dem Geist der Schwere ... Aufwärts, obwohl er auf mir saß, halb Zwerg, halb Mauswurf; lahm; lähmend; Blei in mein Ohr, Bleitropfen-Gedanken in mein Hirn träufelnd. / »O Zarathustra«, raunte er höhnisch Silb' um Silbe, »du Stein der Weisheit! Du warst dich hoch, aber jeder geworfene Stein muß fallen! ... Verurteilt zu dir selber und zur eigenen Steinigung: o Zarathustra, weit warfst du den Stein, – aber *auf dich* wird er zurückfallen!“ (Von Gesicht und Räthsel))

Dieses durch physikalisches Denken untermauerte Dogma gilt es zu durchbrechen. Die durch den Gedanken der ewigen Wiederholung des Gleichen auf Dauer gestellte Sisyphus-Situation kann ein Ende finden, wenn und in dem das Verhängnis nicht mehr wie im „Wahrsager“ als *von außen kommand* betrachtet wird („Wohl haben wir geerntet: aber warum wurden alle Früchte uns faul und braun? Was fiel vom bösen Monde bei der letzten Nacht hernieder?“) und vielmehr die eigene Freiheit als das Fatum eingesehen wird. Der Geist der Schwere und der Rache kann nur durch den Willen zur Bejahung überwunden werden. Eben weil es sich bei beidem um eine Ausdrucksform von ein und derselben Freiheit handelt, kann die Wende durch diese selbst eingeleitet und vollzogen werden.

Das „Aufwärts – dem Geiste zum Trotz, der ihn abwärts zog, abgründwärts zog, dem Geist der Schwere“ hat mit einer Anstrengung und asketischer Selbstüberwindung nichts mehr zu tun, wiewohl solche Töne bei Nietzsche auch in den zitierten Passagen nicht fehlen. An dieser Stelle muß sich der Wille vielmehr vom Machtgedanken und den mit ihm verbundenen Kräfte- und Gewichtsverhältnissen vollends lösen. Wo diesseits aller nach wie vor mitschwingenden, aber angesichts des „Es war“ und des „auf dich wird er zurückfallen“ nur noch deprimierenden Kräfteverhältnisse Wille mit Wille unmittelbar konfrontiert ist („Ich! oder du!“) und keine äußere Zurechnung oder Gewichtung mehr vorgenommen werden kann, entscheidet nicht mehr der *Wille zur Macht*, sondern nur noch die *Macht des Gedankens*, dem der eine oder andere Wille sich verschrieben hat. Der „Gedanke mit dem größten Schwergewicht“ ist derjenige Gedanke, der die umfassendste Reichweite hat und auch noch das Gegensätzlichste zur Auswirkung bringen kann. Der Gedanke der ewigen Wiederkehr des Gleichen kann zermalmen und wird den verwandeln, der durch ihn hindurchgeht (vgl. den Aphorismus 341 in „Die fröhliche Wissenschaft“, IV. Teil). Nietzsche-Zarathustra setzt dem fatalistischen Zwangsgedanken des Zwergs seinen eigenen Gedanken der bejahten ewigen Wiederkehr entgegen, der sich kraft der ihm zur Auswirkung kommenden Disjunkтивität als der stärkere erweist: „»Halt! Zwerg!« sprach ich. »Ich! oder du! Ich aber bin der Stärkere von uns beiden – ; du kennst meinen abgründlichen Gedanken [scil. den Gedanken der Bejahung alles Seins und Werdens in seiner ewigen Wiederkehr] nicht. *Den* könntest du nicht tragen!“ Die so verstandene, die ganze Welt- und Selbstgegebenheit in die eigene Verantwortung nehmende Bejahung des Seins der Freiheit steht in Disjunktion zu allem was in der Kette war und kann aus diesem Grunde auch eine solche noch tragen und ertragen – „und Höheres, als alle Versöhnung ist“.

insistiert.¹² Schließlich spricht Martin Buber in paradoxer Akzentuierung von der zwischenmenschlichen Beziehung als einer „Beziehung Getrennter“¹³ und führt in diesem Zusammen-

¹² Vgl. Nicolai Berdjajew (1874-1948), *Das Ich und die Welt der Objekte*. Holle Verlag Darmstadt o. J. Auch bei Berdjajew kommt es auf die Nichtvermittelbarkeit der von ihm getroffenen kategorialen Unterscheidungen an, deren Bereiche sich disjunktiv zueinander verhalten und keinerlei Überlappung oder Übertragung vom einen auf den anderen zulassen: „Es muß zwischen der Kommunikation und der Partizipation unterschieden werden. Die Partizipation ist realistisch, ist Eindringen in die Urrealität. Kommunikation ist dagegen in hohem Grade symbolisch, sie setzt die Symbolisierung voraus, Zeichen von mir, die von meinem Inneren künden.“ (S. 141). Beide Dimensionen stehen zueinander in strikter Disjunktion und schließen sich auch der Zuständigkeit nach aus: „Das Sein ist *entweder* Gemeinschaft und Partizipation *oder* Gesellschaft und Kommunikation.“ (S. 88; kursiv hervorgehoben von mir) So kann eines das andere auch nicht ersetzen oder kompensieren. „Die Symbolisierung zeugt von dem *Verlust* der Gemeinschaft, aber gleichzeitig schafft sie in diesem Zustand verlorener Gemeinschaft Kommunikationen.“ (S. 142; kursiv von mir) Das schließt ein, daß in der einen Zuständigkeit nicht ein Quentchen von der anderen enthalten sein darf, soll eine jede ihre Wirksamkeit entfalten können.

Kommunikation (so wie Berdjajew sie definiert) bringt die verlorene Gemeinschaft also nicht zurück, sondern hält sie im Zustand der Verlorenheit fest. Die so schneidend gemachte Disjunktion macht jeden Ersatz von realer Partizipation durch symbolische Kommunikation zum bloßen Notbehelf, deren Zeichenraum, wie immer reichhaltig ausgestattet er auch sein mag, nicht einzulösen vermag was er verspricht. Der Notbehelf mildert nicht die Not, er stellt sie vielmehr auf Dauer und lehrt lediglich sich mit ihr abzufinden. Weil die beiden Beziehungsmodalitäten sich nicht einmal berühren können, wird der gleichzeitig in beiden Dimensionen lebende Mensch durch eine Kluft zerrissen und ein „zwiespältiges und daher tragisches Wesen“ (N. Berdjajew, *Die menschliche Persönlichkeit und die überpersönlichen Werte*. Bermann-Fischer Verlag Wien 1937, S. 8). Damit ist jedem Gedanken der Vermittelbarkeit der Boden entzogen, und doch ist die Situation nicht hoffnungslos. Verlangt ist lediglich, daß eins an sein Ende kommt, damit ein anderes beginnen kann.

Mit seiner strikten Dichotomisierung von Kommunikation und Partizipation, Gesellschaft und Gemeinschaft usw. steht Berdjajew nicht allein. Eine solche hatte sich in den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts im Blick auf die abgebrochene Dialektik Hegels nahegelegt. Hier ist zum erstenmal explizit von disjunktiver Kategorisierung und Schematisierung Gebrauch gemacht worden, wie immer mißverständlich formuliert und logisch unterbelichtet die damit ins Auge gefaßte Strukturproblematik auch geblieben ist. Zunächst ist die ins Auge gefaßte Disjunktion mit einer ausschließenden Alternative verwechselt worden. Die nicht hinreichend von dieser abgehobene dichotome Schematisierung förderte ihrerseits wiederum problematische Tendenzen und führte in Radikalisierungen hinein, bei denen sei es die Vernunft, sei es das Leben auf der Strecke blieb. Da das nicht aufkündbare Verhältnis von Persönlichkeit und Gesellschaft immer prekär, anstrengend und in sich widersprüchlich ist, legte sich – in Verbindung mit einer radikalen Kulturkritik – das Abgleiten in vermeintlich unmittelbare Gemeinschaftsformen nahe, in deren emotionaler Verhaftung sich der Einzelne erneut verlor und politisch mißbraucht werden konnte. An einer solchen Tendenz zur Bildung falscher Alternativen hatte Helmuth Plessner bereits vor dem Aufkommen des Nationalsozialismus harsche Kritik geübt (vgl. seine Schrift „Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus“ (1924); 2. Auflage Bouvier Verlag Herbert Grundmann Bonn 1972). Es zeigt sich an dieser Stelle, wie schwer ein neues Denken Fuß fassen kann, solange das alte Denken im Körper sitzt, das Gefühl bestimmt und das Verhalten beherrscht.

¹³ Vgl. Martin Buber, *Ich und Du* (1922), in: *Schriften zum dialogischen Prinzip*, Verlag Lambert Schneider Heidelberg in wiederholten Auflagen. Das „Grundwort Ich-Du“ kann nach Buber nur in einer Beziehung gesprochen werden, die mit dem ganzen Wesen eingegangen wird. Für sie ist aller gegenständliche Anhalt eine Verführung und „alles Mittel Hindernis“ (a. a. O., S. 15). „Ich-Es“ hingegen ist das „Grundwort der Trennung“ (S. 45) von „Ichrevier“ und „Esrevier“, so daß ein „Zwischenmenschliches“ weder im einen noch im anderen Raum findet und ein Jeder außerhalb der Sphäre des anderen bleibt, den Verlust mit einem Überbau kompensierend und was Beziehung sein könnte mit Regel besetzend. Auch für Buber sind wie für Berdjajew „Teilnahme“ einerseits und die symbolisch-vergegenständlichende Beziehung über Bilder und Objekte „zwei wesensverschiedene Bereiche“, die in Disjunktion zueinander stehen und sich gegenseitig nicht erfüllen können. In formaler Redeweise ausgedrückt, handelt es sich um zwei strikt zu unterscheidende kategoriale Sachverhalte, die quer zu den gebräuchlichen, Alternativen bildenden Unterscheidungen liegen. So unterscheidet Buber nicht – wie viele dies mit Tönnies und Plessner in beschreibender Weise tun – die durch Distanzverhältnisse gekennzeichnete „Gesellschaft“ vom Wirgefühl ursprünglich verbundener „Gemeinschaft“. Das „Soziale“ kommt bei ihm vielmehr auf beiden Seiten dieser Alternative zu stehen und wahrt so eine wenngleich oft genug verschüttete Öffnung zum Bereich des „Zwischenmenschlichen“, das weder auf dem Nenner der „Gesellschaft“ noch auf dem der „Gemeinschaft“ verrechnet werden kann (vgl. dazu insbesondere die „Elemente des Zwischenmenschlichen“ (1953), a. a. O., S.271 ff.). Dies nähert seinen Gedanken der in dieser Untersuchung verfolgten, von ihm selber jedoch nicht ausdrücklich aufgenommenen Spur einer Logik der Disjunktion an.

hang die Kategorie der „Urdistanz“¹⁴ ein, ohne deren Gegebenheit menschliches Zusammenleben in Freiheit nicht denkbar wäre.

Die zwischenmenschliche Beziehung ist in diesem Sinne notwendig durch eine Disjunktion bestimmt und kann, wie Buber es auf paradoxe Weise ausdrückt, überhaupt nur als „Beziehung Getrennter“ sein, was sie ist: „Beziehung“ ist an „Urdistanz“ gebunden. Das Paradox löst sich auf, wenn eingesehen ist, daß ein wirklicher Kontakt ‘von außen nach außen’ nur zustande kommen kann, wenn ineins damit ein Kontakt ‘von innen nach innen’ realisiert wird. Für das Kontaktphänomen gilt, was Buber hinsichtlich des Grundworts Ich-Du sagt: Ich-Du „grenzt nicht“¹⁵ und kann sich vermöge dessen auch allererst berühren, ohne sich dabei zu verlieren. Eine durch Distanz bestimmte Berührung bleibt in einem Sinne ein Oberflächenphänomen (auf der „Haut“) und kann eben deshalb auch erst in die Tiefe dringen. Mit anderen Worten haben die „Oberflächen“ bzw. „Häute“ als Kontaktzonen selbst schon eine disjunktiven Struktur und lassen sich nicht im Sinne alternativer Betrachtungsweisen auf die eine oder andere Eigenschaft reduzieren. Die sensitiv gewordene Oberfläche ist gerade nicht „oberflächlich“ und die wirkliche Tiefe nicht „tief“. Ein so hergestellter, disjunktiver Zugang zum Anderen ist rein, weil nun nicht mehr versucht wird, in dessen Ort selbst einzudringen, ihn von außen her zu bebildern und mit Eigenem zu besetzen. Das „Entweder | Oder“ der Disjunktion gibt vielmehr beide Positionen frei und ist die Bedingung einer wirklichen Beziehung, die das Ganze nicht auf die eine oder andere Seite herüberzieht und auf eine Hälfte reduziert.

Zwischen Personen (Selbst-Seienden) gibt es in der Tat eine Differenz, die nicht aufgehoben, aber auch nicht vermittelt werden kann und vermöge deren ihre Position als absolut betrachtet werden muß. Der Unterschied der Personen ist also keine organische oder geschichtliche Mitgift und auch nicht durch ein Individualisierungsbestreben erzeugt, sondern Ausdruck und Resultat ihres Seins-in-Freiheit. Der Mensch als Person bzw. als Einzelner kann nicht umhin, sich in einer absoluten Position zu verstehen, die durch Selbstsein und Unvertretbarkeit¹⁶, durch Nichtmediatisierbarkeit und Selbstverantwortlichkeit gekennzeichnet ist.¹⁷ Begreift

¹⁴ Vgl. Martin Buber, *Urdistanz und Beziehung*. Verlag Lambert Schneider Heidelberg 1951. Der Gedanke der „Urdistanz“ ist zwar nicht neu, aber durch den von der Aufklärung inaugurierten Schritt der Herauslösung aus sozialen Bindungen neu formulierbar geworden. Es zeigt sich an dieser Stelle erneut, daß ein existentieller Schritt nötig ist, soll es zu einer formalen Unterscheidung kommen können. Aber auch umgekehrt gilt, daß ohne einen Schritt im Denken auch kein existentieller Schritt vollzogen werden kann. Was „Urdistanz“ meint, muß deshalb von den verschiedensten Seiten her betrachtet und als eine formale Kategorie eingesehen werden.

Eine stärker formalisierte Beschreibung gibt Plessner. Er spricht im anthropologischen Zusammenhang von einem konstitutiven „Abstand zu sich“ und leitet aus der das menschliche Dasein bestimmenden „exzentrischen Positionalität“ eine Reihe von prinzipiellen Folgerungen ab, die er vor dem Hintergrund vorausgegangener Diskussionen in gleicher Weise paradox formuliert: das anthropologische Gesetz der „natürliche Künstlichkeit“, der „vermittelten Unmittelbarkeit“ und des „utopischen Standorts“ (vgl. *Die Stufen des Organischen und der Mensch*, a. a. O., S. 309 ff). In der paradoxen Formulierung reflektiert sich eine mit dem Gedanken der Positionalität (des „Standorts“ bzw. „Orts“) verbundene fundamentale Distinktion, die, indem sie beständig überbrückt wird, nicht aufgehoben werden kann. Im Hintergrund einer solchen, durch Disjunktion bestimmten Artikulation der *conditio humana* kann man Nietzsche finden, der (im Zusammenhang mit seiner Analyse des Dionysischen) von der „Menschwerdung der Dissonanz“ spricht (vgl. „Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik“, KSA 1 (ed. Colli/Montinari), S. 155) und die „Duplizität“ des Apollinischen und Dionysischen nicht mehr mit Vermittlungskategorien aufzulösen bzw. zu harmonisieren versucht.

¹⁵ Martin Buber, *Ich und Du*, in: *Schriften zum dialogischen Prinzip*, a. a. O., S. 8.

¹⁶ Yukichi Shitahodo sieht das anthropologische „Prinzip der Unvertretbarkeit“ und das „Prinzip der Realität“ erst im dritten „Prinzip der Disjunktion in der menschlichen Beziehung“ verwirklicht. Vgl. Yukichi Shitahodo, *Drei Prinzipien einer anthropologischen Pädagogik*. Quelle & Meyer Verlag Heidelberg 1971. Darauf wird im 4. Kapitel noch näher eingegangen.

¹⁷ Natürlich schließt das Vertretbarkeit und Mediatisierung, Sichdispensierenkönnen und Selbstentlastung auf anderer Ebene nicht aus. Was in Disjunktion zueinander steht, kann immer auch in Form von Alternativen ausgemünzt werden. Der Preis dafür sind die problematischen Formen der Egozentrität, die, indem sie an sich festhalten, sich in sich selber verlieren und, indem sie nach außen angreifen, sich selber verletzen.

man eine derart eingenommene Position aus dem Bezug heraus, so ist auch dieser durch eine unaufhebbare Disjunktivität bestimmt. Die so geschiedenen Positionen können einander nahe sein und auf paradox erscheinende Weise koinzidieren, weil nichts Vergegenständlichendes und Vermittelndes, aber auch nichts Trennendes und Auflösendes mehr zwischen ihnen ist.

Was im Theoretischen den Schritt in die Abstraktion verlangt, verlangt im Konkreten den Verzicht auf die vermeintlich verifizierende äußere Wahrnehmung. Im Sinne der Disjunktion gefaßte kategoriale Sachverhalte wie „Person“ und „Zwischenmenschliches“ sind notwendig unanschaulich und können dementsprechend, was die äußeren Abläufe betrifft, auch nur als Hintergrundfaktoren wirksam und indirekt kenntlich gemacht werden. Nimmt man den von ‚Körpern‘ eingenommenen ‚Raum dazwischen‘ weg, so fehlt mit der Vorstellbarkeit auch die Möglichkeit des direkten Zugriffs auf das, was im „Innern“ bzw. im „Zwischen“ absoluter Positionen vor sich geht. Nach der Person oder der Beziehung als solcher kann man nicht greifen wie nach einem Ding, vielmehr erschließt sie sich wie ein Ort der Anwesenheit-Abwesenheit. In einem Sinne werden die so positional zueinander gestellten Wesenheiten einander undurchdringlich, in anderem Sinne aber können sie sich durch dieselbe Disjunktion auch wieder nahe kommen. Ohne Distanz keine Nähe usw.

Der Anschein einer „paradoxen Funktionalität“ spitzt sich zu und verliert sich zugleich, wenn eingesehen wird, daß so gestellte Wesenheiten sich nicht nur im Hier und Jetzt, sondern auch über Zeit und Raum hinweg gegenwärtig sein können. Die zeit-räumliche Lokalisierung „hier“ und „dort“ wird durch das Sich-Nahesein im „Zwischen“ nicht suspendiert, aber doch komplettiert durch Phänomene der Nichtgebundenheit an Zeit und Raum.¹⁸ Wie das auch, aber nicht nur negierende Alpha-Privativum der A-temporalität und A-lokalität zeigt, lassen sich Zeit und Raum im Sinne eines eng gefaßten Kontiguitätsprinzips verstehen, aber auch im Sinne potentieller Omnipräsenz ausweiten und werden in der Verbindung von beidem flexibler handhabbar.

An dieser Stelle muß man die Vorstellung und das Denken in Alternativen endgültig hinter sich lassen. „Hier“ kann nun nicht mehr nur einschränkend definiert zu werden durch „hier-und-nicht-dort“, „oben“ nicht mehr durch „oben-und-nicht-unten“ usw. Daß die vermeintlichen Alternativen hier fehl am Platz sind, belegt nicht nur ein alter Sprachgebrauch¹⁹, sondern auch bereits die unmittelbare Präsenz, wie sie dem Bewußtsein in all seinen Spielarten eigen ist. Was wie von weit her kommt: Wachheit und Geistesgegenwart, kann in der Tat hier und dort zugleich sein und, gerade weil die Disjunktion gewahrt bleibt, auch das Entfernte nahe bringen.

Ein Denken in Alternativen ist demgegenüber seiner Struktur nach auf die eine oder andere Ansicht der Dinge fixiert und künstlich einpolig gemacht. Damit hängt nicht nur seine Befangenheit-in-sich, sondern auch seine Maßlosigkeit zusammen, die wiederum Revierabgrenzungen nötig macht. Doch diese Grenzziehungen leisten nicht was sie versprechen; sie können Übergriffe, Besetzungen und Unterwerfungen nicht verhindern, vielmehr wird all das durch sie allererst provoziert. Letzte Konsequenz des ungebremsen Herrschaftswillens ist der Griff nach dem Sein und seine Hinabstoßung ins Nichts. Mit einem solchen Unterfangen beweist das Szenario eines Denkens in Alternativen seine Macht, aber auch und mehr noch seine Ohnmacht.

¹⁸ Damit ist ein jedermann vertrautes Phänomen angesprochen und keineswegs ein ‚unmögliches‘ Unterfangen eingeführt. Ich meine nicht nur sogenannte parapsychologische Phänomene, wengleich auch deren Vorkommen in vielen Fällen bezeugt ist. Beschrieben wird auf diese Weise vielmehr die Normalität der Selbst- und Beziehungswirklichkeit und ihres „Einsseins“ in der Form eines disjunktiv bestimmten „Zwischenseins“.

¹⁹ Lateinisch *altus* bedeutet, wie gesagt, ineins „hoch“ und „tief“ und hat kraft dieser Mehrsinnigkeit zu vielerlei Überlegungen Anlaß gegeben, ohne daß die dem zugrunde liegende logische Struktur hinreichend ausgearbeitet worden wäre.

Fünftes Beispiel:

Das Verhältnis zum Fremden und das Problem der Pluralität

Ein besonders aufschlußreiches, aber auch neuralgisches und mit Bildern und Emotionen hoch besetztes Beispiel für alternatives oder disjunktives Denken ist das Verhältnis zum Fremden. Die Beziehung zum Fremden ist schon im Erscheinungsbild nach außen hin – mehr als bei der Beziehung zum Nächsten und Vertrauten – durch Andersartigkeit und Distanzierung gekennzeichnet. In ihr manifestiert sich die tiefste Wahrheit der zwischenmenschlichen Beziehung: ihre disjunktive Struktur, ineins mit deren härtester Verkehrung: der Bekämpfung des Fremden in Verbindung mit dem Abgleiten in den Ausschlußmechanismus eines Denkens in Alternativen, mit all seinen verhängnisvollen Folgen bis hin zum Prognom. Und doch bildet die Koexistenz und Konfrontation mit dem Fremden einen notwendigen Schritt in der psychosozialen Entwicklung des Menschen, ohne den im Zeichen eines großräumigen gesellschaftlichen Pluralismus auch das Private nicht mehr auf humane Weise gelebt werden kann.

Um die positive Seite dieser Beziehung hervorzukehren, kann an die im Verhältnis zum Fremden deutlich empfundene Ambivalenz angeknüpft werden. Nicht nur der Abstand, sondern auch die durch kein Vorwissen verstellte Nähe wird beim Fremden intensiver gespürt als in den bekannten Verhältnissen, bei denen sich vieles dazwischen geschoben hat und sowohl die Nähe als auch die Unvertrautheit verdeckt. Die Chance des Umgangs mit dem Fremden liegt darin, daß hier weder der Abstand ignoriert noch die Nähe geleugnet werden kann. So verstanden, kann die Beziehung zum Fremden von den Begrenzungen des Blicks befreien, auch wenn sich oft nicht verhindern läßt, daß ein negatives Vorurteil diesen alsbald wieder verschließt.²⁰ Im Verhältnis zum Fremden spiegelt sich somit im positiven wie im negativen Sinne die Wahrheit der Beziehung, die sich in der Form einer nach zwei Seiten hin gewendeten Disjunktionsproblematik zum Ausdruck bringt.

Demgegenüber motiviert ein Denken in Alternativen dazu, das fremd Anmutende entweder ins Eigene hereinzuziehen und eben damit auch auszugrenzen, oder aber die in der empfundenen Ambivalenz sich bemerklich machende Nähe zu verdecken und den äußerlich gegebenen Abstand zur Diskriminierung zu mißbrauchen. Im Zeichen einer entweder zu assimilierenden oder zu bekämpfenden Alternative wird Fremdes zuerst 'falsch' gemacht, dann als 'bedrohlich' empfunden und schließlich 'ausgemerzt'. Mit dem Bezug zum Fremden wird aber auch die Eigentlichkeit des Bezugs zum Eigenen verloren, so daß es auf *beiden* Seiten nur Verlierer geben kann. Das Verhältnis zum Fremden wird somit prototypisch für die Art und Weise, in der menschliche Beziehungen sich gestalten. Auch die vertraute Beziehung muß sich sagen lassen, daß Abstand, Achtung und Respekt unabdingbar ist zum Erreichen von Nähe, die ohne den Atemraum der Freiheit nicht zustande kommen kann.

Von Vorteil ist es an dieser Stelle, „Eigenes“ und „Fremdes“ in Disjunktion zueinander zu setzen, ohne eine für beide Seiten verhängnisvoll werdende Alternative daraus zu machen. In Form einer Kautele ausgedrückt heißt das, daß Eigenes und Fremdes sich wahren können muß, ohne sich zu negieren und daß es sich treffen kann, ohne der Versuchung zu erliegen sich einzuschließen. Am wenigsten wäre es hier damit getan, Gleichheitspostulate geltend zu machen und die lebendige Beziehung im Block des „Alles-ist-gleich“ einzufrieren.²¹ In der

²⁰ Dem fehlenden Vorurteil verdankt sich das unbefangene Verhältnis der jüngeren Kinder zum Fremden.

²¹ Diese im Zen-Buddhismus geläufige Formulierung wird von Keiji Nishitani in seinem Aufsatz „On the I-Thou Relation in Zen Buddhism“ (in: *The Eastern Buddhist (New Series) Vol. II, No. 2, November 1969, p. 71-87*) aufgenommen und hinsichtlich ihrer anthropologischen Konsequenzen durchdacht. Nishitani stellt seiner Analyse der *conditio humana* einen Encounter zwischen den beiden Zenmeistern Kyōzan (jap. Ejaku) und Sanshō (jap. Enen) voran, der als letztes (68.) Lehrbeispiel in der Sammlung „Bi Yān Lu“ (jap. Heki-gan-roku), der „Niederschrift von der smaragdnen Felswand“ berichtet wird (in deutscher Übersetzung von Wilhelm Gundert, Hanser Verlag München Wien 1960, Bd. 3, S. 105 f.; eine gekürzte Ausgabe der ersten 50 Beispiele besorgte Achim Seidl im selben Verlag 1988).

Das Beispiel lautet in der von Nishitani bevorzugten Namengebung:

„Kyôzan (Ejaku) fragte Sanshō (Enen):
Was ist dein Name?

Sanshō erwiderte: Mein Name ist Ejaku.“

„Ejaku“, sagte Kyôzan, „bin doch ich!“

„Schon gut“, sagte Sanshō, „dann bin ich Enen.“

Kyôzan brüllte vor Lachen.“

Das auf seine logisch-algebraische Struktur reduzierte Treffen ist besonders geeignet, den Ort des Menschen in der disjunktiven Struktur zu erhellen. Beide Meister kannten sich gut, und der Versuch, dem Anderen seinen Ort (repräsentiert in seinem Namen) zu rauben, wird alsbald gekontert. Oberflächlich betrachtet könnte das Ganze ein bloßer Scherz sein, doch liegt dem ein tieferer Sinn zugrunde.

Anstatt von der „Gleichheit“ wird hier, dem disjunktiven Verhältnis der beiderseitigen Orte entsprechend, vom „Wolfsverhältnis“ des Menschen ausgegangen. Die Frage ist, an welchem Ort Individuen sich *letztlich* respektieren und anerkennen können, wenn die Aufgabe sich so stellt: „It must be one in which freedom and equality – essentially contradictory – can co-exist in an paradoxical way.“ (Nishitani, a. a. O., S. 76). Die Zen-Geschichte stellt die beiden Kategorien „Freiheit“ und „Gleichheit“ in den härtesten Gegensatz zueinander und behauptet, daß sie sich nur in dessen ausdrücklicher Herstellung auch gegenseitig durchbrechen können und auf paradoxe Weise koinzidieren. Der Widerspruch ist ebenso wie die Begegnung durch eine unaufhebbare Symmetrie gekennzeichnet, die allerdings nichts mehr mit einer Austauschbarkeit der Positionen zu tun hat. Die Zielvorstellung kann also nicht sein, „eins“ zu sein und „gleich“ zu werden, denn das negiert die Freiheit eines Jeden an seinem eigenen Ort. Zwar ist der in der geschilderten Begegnung gemachte Versuch, dem Anderen seinen Ort zu rauben, vermöge eben derselben Freiheit durchaus möglich – und geht doch fehl, weil und insofern beide Positionen ebenbürtig sind und von außen her gar nicht eingenommen werden *können*. Die Suche nach gemeinsamen Grundlagen, Eigenschaften und Interessen hilft an dieser Stelle nicht weiter, weil die Einzelnen sich darin weder unterscheiden noch treffen können; sie *sind* vielmehr – ob sie wollen oder nicht – in ihrem Selbstsein und ihrer Freiheit disjunktiv zueinander gestellt.

Fehlformen möglicher Beziehung werden von daher benennbar und in ihren Konsequenzen absehbar gemacht. Im Beziehungskarussell, in dem alle 'gleich' sind und einer – wie es scheint – ebensogut wie der andere herhalten kann, tritt die „Winterkälte“ der Beziehung (Hölderlin) und ihre „Vereisung“ (Hakuin) ein. Jeder Kompromiß, der hier im Sinne einer vertraglichen Übereinkunft geschlossen wird, bleibt widerspruchsbeladen und ist trotz aller äußeren Verklammerung – oder vielmehr gerade wegen ihrer – der Gefahr der inneren Aushöhlung und des Zerbrechens ausgesetzt. Dieser so feste und doch äußerst brüchige Block des „Alles-ist-Gleich“ (der Zen-Meister Hakuin (1686-1769) spricht von der „solid-frozen all-sameness“) muß weggeschmolzen werden, soll die Beziehung lebendig bleiben und halten können, was sie verspricht.

Wie aber kann Beziehung unter Verzicht auf jegliche Vereinnahmung disjunktiv gelebt werden? Zunächst gilt es dazu den Hobbes'schen „Wolfsmenschen“ (homo homini lupus) vorbehaltlos anzuerkennen und auf seiner eigenen Ebene in Beziehung mit ihm zu treten. Daß der einzelgängerische „Wolfsmensch“ als solcher nicht gebunden ist, gibt ihm die Chance, durch Freiheit von der Bindung an andere auch seine Bindung an sich selbst (an den eigenen „Unterschied“) vollends abzustreifen. Wölfe sind sich alle gleich, und weil sie darum wissen und erkennbar bleiben, zähmt dies ihren Umgang untereinander. Hier wird nichts vorgespielt. Einen so verstandenen, durchdringender Realismus zu leben heißt durchzudringen in die aktuelle Realität, die an ihrem Geburtsort poetisch, duftend und voller Frische ist. Als „sportive samadhi“ wird der Kampf auf dem letzten Grund der Feindschaft zum Spiel, Gesang und Gelächter. Im Durchbruch des Lachens verwandelt sich die Realität zur Überrealität.

Eine Beziehung ohne Gerüst und vermittelndes Allgemeines kann, zenbuddhistisch ausgedrückt, nur realisiert werden am „Ort des Nichts“, in dem die individuelle Freiheit ihren Spielraum nicht mehr vorweg definiert und sich darin festlegt, sondern für ein nicht absehbares Beziehungsgeschehen offen ist. Damit ist eine andere Dimension eröffnet, in der man sich nicht mehr auf Anspruch, Besitz und Eigentum zurückziehen kann. Hier allein gibt es die schnelle und vollkommen entsprechende Reaktion, auf die in den Zen-Künsten so großer Wert gelegt wird. Bei alledem ist die Steigerung der Entgegensetzung im Ausräumen liebgeordneter Vorstellungen die Bedingung der Verbundenheit und die 'große' Verschiedenheit mit der 'großen' Gleichheit koextensiv. Es gibt hier nicht mehr das Hin- und Herpendeln zwischen totalitärem Besitzanspruch und anarchischen Ausbruchversuchen, sondern nur noch den Vollzug der „absoluten Dialektik“ (Nishida), die dadurch gekennzeichnet ist, daß man in ihr nicht mehr ausweichen kann ('kein Haarbreit dazwischen') und auf die jeweilige Herausforderung mit der ganzen Existenz antworten muß.

Mit anderen Worten gibt es nur in der absoluten Dimension, die absolute Negation und absolute Affirmation in einem ist, eine wirkliche Beziehung, die der Freiheit nicht widerspricht, ihr aber alle Besitzrechte bestreitet. Im „Ort des Nichts“ ist Selbst-Besitz ineins Selbst-Entzug. Ein jeder hat nur sich selber, doch dieses Sich-selber ist ihm nur gegeben zusammen mit allem anderen. Eine so verstandene Freiheit führt als Ko-Existenz des Unvereinbaren auf ein Hochseil ohne Sicherungsnetz. Doch ist das nicht zu fürchten, denn allein an diesem äußersten Ort *weiß* der Mensch, daß er sicher und getragen ist. Es ist nichts zu fürchten.

Wahrung der rechtverstandenen Disjunktion liegt vielmehr für beide Seiten eine Chance und zugleich ein Schutz, denn nur wenn Eigenes und Fremdes sich unvereinigen („unpersönlich“) zueinander verhalten, gibt es keine Übergriffe mehr, deretwegen eine Grenze gezogen werden müßte.

Um den hier vorliegenden Sachverhalt auf begriffliche Weise auszudrücken, bieten sich paradoxlogische Formulierungen an. Wichtig ist aber, wie diese verstanden werden und welche Stoßrichtung dem Paradoxon beigelegt wird. Soll es verschließen oder öffnen, und tut es dies beides nicht vielmehr durcheinander zur gleichen Zeit? Ein derart komplexes Denkmuster verlangt eine mehrseitige Betrachtung und nötigt zur begrifflichen Differenzierung der damit verbundenen Kategoriensätze. Sowenig Konjunktivität Selbigkeit im Sinne von Gleichheit bzw. Austauschbarkeit voraussetzt, sowenig kann Disjunktivität mit Diskriminierung und Ausschluß gleichgesetzt werden. Um die in Wirklichkeit gegebene Sachlage angemessen zu umschreiben, muß vielmehr Heraklits komplexe Fluß-Metaphorik aufgenommen werden, die sich mittels eines geläufig gewordenen Slogan so ausdrücken läßt: Jeder ist nicht nur dem anderen, sondern auch sich selbst ein anderer und d. h. nicht nur zu anderen, sondern auch zu sich selbst in Disjunktion gestellt. Dies betrifft nicht nur das Selbst-Sein als solches, sondern auch die wechselnden Zustände in der Zeit. Für Heraklit konstituiert dieses Immer-anders-sein im Sein und in der Zeit allererst die Dimension des Miteinander.

Einem Denken in Alternativen muß die Vorstellung, daß „alles fließt“, zum Graus werden, weil mit ihr jede Festlegung auf eine bestimmte Erwartung und Beziehungsdefinition unmöglich geworden ist. Der heraklitische „Fluß“ ist aber keineswegs ein Wischiwaschi, das, wie Platon – des allgemeinen Beifalls sicher – polemisch suggeriert, einem das Denken verschlägt und diskursunfähig macht (vgl. *Theaitetos* 179e-180d). Es handelt sich beim „Fluß“ vielmehr um ein höchst komplex strukturiertes logisches Gebilde, in dem das „Werden“ nicht gegen das „Sein“ und der Bestand des Ganzen nicht gegen dessen Bewegtheit-in-sich spricht. Platon stellt die Herakliteer und die Parmenideer in eine Alternative (vgl. a. a. O., 180 e ff.) und glaubt auf diese Weise beide Thesen ad absurdum führen zu können. Demgegenüber gilt es, die für beide vorausgesetzten disjunktiven Verhältnisbestimmungen zu denken und logisch auszuarbeiten, die den (auch ohne Parmenides und Heraklit) vom Schwindel erfaßten gemeinen Menschenverstand allererst orientieren könnten.

Um die ontologische Problematik wieder mit dem existentiellen Diskurs zu verbinden: Im disjunktiven 'Ein Zusammen' liegt für *beide* Seiten die Chance der Befreiung von bindenden Vergangenheiten und Zwängen. Das „Unpersönliche“ ist für einen solchen Vorgang genau so wichtig wie das „Persönliche“. Wenn „sich unpersönlich verhalten“ im Sinne von Unvereinigenheit und Freiheit-im-Bezug verstanden wird, ist damit ineins auch das tragende Medium jeder rechtverstandenen persönlichen Beziehung umschrieben.²² In gleichem Sinne ist das in der heraklitischen Disjunktion zum Ausdruck gebrachte „Anders-sein“ eine notwendige Bedingung für eine Form von Koexistenz, die nichts mehr mit dem Eindämmen, Besetzen und Negieren der je anderen Position zu tun hat. In der Formel der Koexistenz sind beide in ein Gegenüber zueinander gestellt, das durch gegenseitige Achtung und Respekt bestimmt ist.

Auf disjunktive Weise verbunden zu sein heißt aber auch, daß in allen Austausch- und Vermittlungsformen die Entgegensetzung erhalten bleibt, gleich ob es sich um ein Wolfsverhältnis oder um ein wahrhaft human gewordenes Verhältnis handelt. Der homo homini lupus und der homo homini deus ist ein und derselbe, und dies durch einander und nicht in der Folge. Daß eine solche extrem ausgespannte Doppelseitigkeit edle und gemeine Varianten zeitigt, liegt auf der Hand klar und kann auch gar nicht verhindert werden. Die disjunktive Struktur bestimmt den Ort des Menschen aber auch dann noch, wenn er sie nicht mehr wahrhat und, der Alternative erliegend, „ein Wolf den andern frißt“.

²² „Nimm es nicht so persönlich“ ist die Aufforderung, der Beziehung selbst Raum zu geben, die im Allzupersönlichen oft genug erstickt.

Was in der disjunktiven Struktur als notwendige Bedingung für Koexistenz gewahrt bleibt, geht in der Struktur der Alternativen zwangsläufig verloren, und kein Vertrag, keine Sanktion und keine Grenzziehung kann dem wehren. Hier wird alles voreingenommen und verstrickt sich hoffnungslos. Das Sichverfangen in unlösbar werdende Dilemmata und Aporien zeigt die Kehrseite eines Denkens in Alternativen: daß die Probleme auf der Ebene, auf der sie entstanden sind, nicht mehr gelöst werden können, eine andere Ebene aber auch nicht mehr ohne weiteres offensteht. Die in Aussicht gestellte Alternative ist nicht die Lösung, sondern das Problem. Um überhaupt die Chance einer Lösung zu erhalten ist verlangt, daß die auf der Ebene möglicher Alternativen gesuchten Lösungen an ein Ende kommen und der Übergang auf eine andere Ebene geschieht. Der logisch induzierte Versuch, alles auf eine Ebene bzw. auf die eigene Seite zu ziehen und gemäß ihrem Schema lösen zu wollen, muß scheitern, so groß die damit verbundene Erwartung und der auf ihr liegende Bann auch sein mag.²³

Die bewußte Realisierung der disjunktiven Struktur verlangt aber nicht nur den Wechsel der Ebene unter Verzicht auf reduktive Verfahren, sondern ermöglicht diesen Übergang auch allererst durch sich selbst. Auf einer nicht mehr in Alternativen ausgelegten und durch sie gebundenen Ebene kann alles, was es gibt bzw. was vorkommen kann²⁴, auf dem Nenner „es ist“ gedacht und akzeptiert werden, gleich ob es bleibend oder vergänglich ist und als einhellig oder widersprüchlich, frei oder gebunden, positiv oder negativ bewertet wird. Hier wird nicht mehr auf zwei Konten verbucht, und auch kein Ausgleich der Konten ist nötig.

²³ Darauf begründet sich der kommunikationstheoretische Ansatz von Watzlawick; vgl. Paul Watzlawick, John N. Weakland & Richard Fisch: *Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels*. Verlag Hans Huber Bern Stuttgart Wien 1974.

²⁴ Redensarten wie „es gibt nichts, was es nicht gibt und d. h. nichts, was nicht vorkommt“ müssen jedes Denken in Alternativen gründlich frustrieren, sobald man sich auf die in ihnen liegende tiefe Wahrheit einläßt.